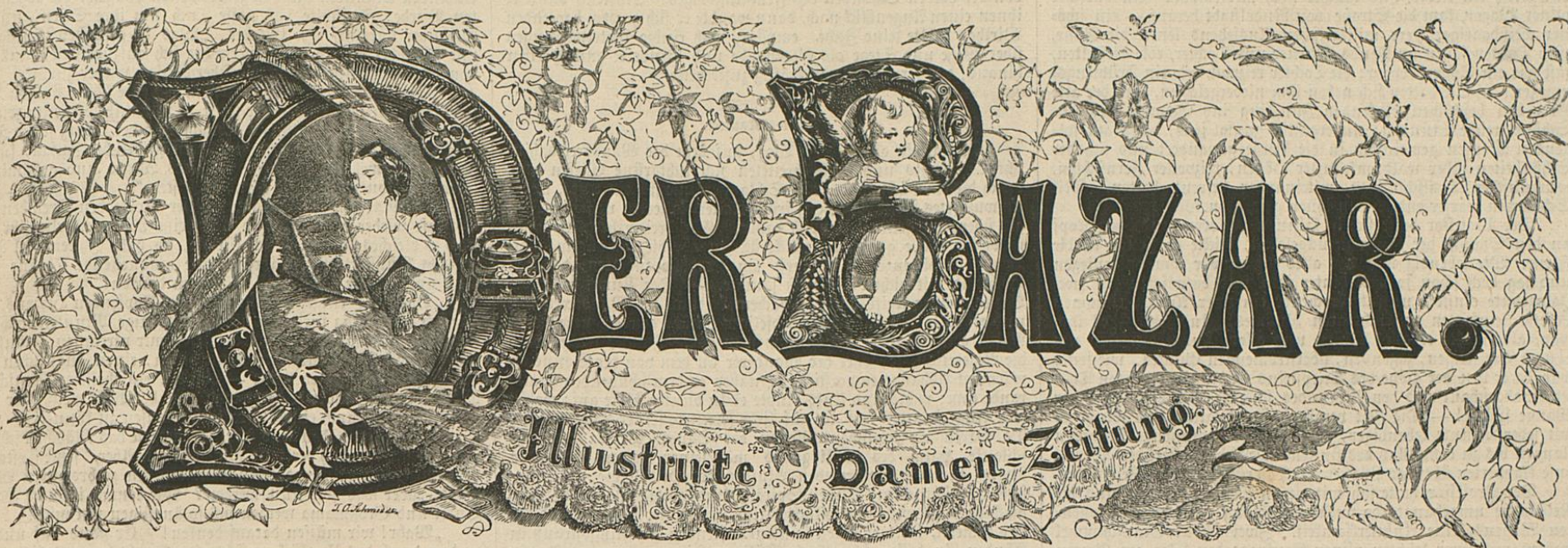




Inhalt: Wanderglück. Novelle von Ludwig Biemssen. Kap. II und III. — Modenbild nebst Beschreibung. — Miss Mary Carpenter in Ostindien. Von Professor Dr. Fr. von Holtendorff. (Fortsetzung.) — In Compiegne zu Hofe (mit Illustrationen). — Zur Zahn- und Mundpflege. Von Dr. med. Hollaender. IV. — Aus dem Leben berühmter Prestidigitateurs. (Schluß.) — Die Launen der Mode. Die Zeit der Reformation und der Herrschaft des Hofes zu Madrid. 1500—1600. Von Dr. Anthieny (mit Illustrationen von Karl Gerber). — Der Schmuck des Taufstiches. Von H. Jäger. — Die Mode. Von Veronika von G. — Wirtschaftsplaudereien (mit Illustrationen). — Auflösungen des Räthels und des Räthfels Seite 216. — Räthelsprung-Aufgabe. — Räthel. — Nebel. — Correspondenz.

Wanderglück.

Novelle von Ludwig Biemssen.
(Fortsetzung.)

Der Wirth, ein zierlich servirtes Frühstück tragend, näherte sich in diesem Augenblick dem Sinnernden und setzte die Platte auf den Steintisch vor ihm nieder, mit einem freundlichen „wenn's gefällig ist“ zum Essen einladend.

„Ein anmuthiges Plätzchen hier, Herr Wirth,“ entgegnete der Professor heiter, „und treffliche Aussicht ringsum. Schöner kann wahrlich ein Wirthshaus kaum liegen. Was sind das für Berge dort hinüber?“

„Die Hellberge, lieber Herr, der prächtigste Bergwald, den man sich denken mag, und gar viel besucht von Reisenden aus Nah und Fern. Da gib's Partien, wie sie ganz Deutschland nicht schöner aufweist; der „Eulengrund“ und die „hohe Krone“ wenigstens sollen ihres Gleichen nicht haben.“

„Gehst die Kirchheimer Post hindurch?“

„Nein, lieber Herr; der Weg ist stellenweis allzu beschwerlich, darum zieht sich die Poststraße in großem Umwege am Fuß der Berge hin. Es ist wohl ein gut Stück um, reichlich eine Meile, kostet aber doch weniger Pferdebefleiß, als da hinüber, und so läßt man's dabei, ob auch eine Aenderung oft genug gewünscht ist.“

„Schade,“ sagte der Professor mit einem bedauernden Blick nach den blauen Bergen hinüber, „sehr schade!“

„Wächten Sie den Wald kennen lernen,“ entgegnete der Wirth gefällig, „so wäre da leicht zu helfen, vorausgesetzt, daß Sie wacker zu Fuße sind. Sie lassen die Post jetzt fahren und wan-

bern die Bergstraße hinaus bis zur „hohen Krone“, wo der Obelisk steht, genießen die schöne Aussicht von der Höhe nach Herzenslust und steigen wieder allgemein zu Thal (können ja gar nicht fehlen, da nur ein Hauptweg ist, und an den Seitenwegen Tafeln stehen), dann sind Sie immer noch eine gute halbe Stunde vor Ankunft der Post in Seethal, wo Sie wieder einsteigen und behaglich weiter fahren können. Das war' mein Rath,“ schloß er mit bescheidenem Lächeln.

„Und er ist gut,“ erwiderte der Professor aufspringend, „so gut, daß ich ihn ohne Verzug befolgen will.“

Sie besprachen nun noch eilig dies und jenes in Betreff der Aussichtspunkte, dann eilte der Professor fort, um die für alle Fälle bereit gehaltene Reisetasche, Wanderrath und Plaid aus dem Postwagen zu nehmen. Oben stiegen die Passagiere der Mosbacher Post ein, und der gemüthliche Tourist rief dem Professor noch einige letzte Scheideworte aus dem Wagen zu. „Ich sehe Sie wie zur Fußwanderung gerüstet, und Ihre Wiene ist unternehmungslustig! Wohin soll's gehn?“

„In die Berge hinaus, wo — nach der Behauptung des Dichters — die Freiheit wohnt!“ antwortete der Professor heiter.

„Und das Glück!“ fügte jener gemüthlich nickend hinzu. — „Wäge es Ihnen dort bequegen.“

„Vielen Dank! ich werde ihm nicht aus dem Wege gehn.“

Der muntere Herr lächelte, das rechte Auge schalkhaft ein wenig schließend, winkte grüßend noch einmal mit der Hand, und der Wagen fuhr ab. — Der Professor kehrte in den Garten zurück, sein verlassenes Frühstück eilig zu beendigen. Mit lange nicht empfundenem Behagen saß er noch einige Zeit, in die Ecke der Bank zurückgelehnt unter den Linden da, blickte hinaus in den blauen lichten Frühlingshimmel, blickte hinaus in die sonnebeglänzten

Land, ließ sich den lauen Südwind um die Schläfen wehen und empfand zum ersten Male das bloße Gefühl des Daseins als einen unaussprechlichen Genuß, als ein schönes köstliches Glück. Seine Sinne waren reger, empfänglicher, als je zuvor. Alles, was er sah, weckte sein lebendiges Interesse. Mit der Theilnahme eines Knaben folgte er den gravitatischen Bewegungen eines Storchpaares auf den nahen Wiesen, betrachtete er eine neben seinem Platz gepflückte Gundermann-Pflanze und sog mit dem durchdringenden Wohlgeruch der zerdrückten Blätter tausend Erinnerungen an seine Jugendzeit in sich ein; freute sich der unruhigen, fast zornigen Energie einer zierlichen Kohlmeise, die ein Raupennest im Kirschbaum zerstörte, und saß minutenlang kaum athmend da, um einen schönen Bergfalken, der sich auf die abgeplückte Fliederbolde neben seinem Teller niedergelassen hatte, nicht zu verschücheln; ja er ertappte sich, da drüben vom Waldband plötzlich heller Kuckuckruf erscholl, auf der im nächsten Augenblick freilich belächelten Thorheit, die Kufe zu zählen, um sich seiner ferneren Lebensdauer zu versichern. Fürwahr, er kam sich selbst wie verändert vor, — jünger, frischer, lebensfroher — wie wenn ein Jahrzehnt von ihm abgefallen. Vergangene Tage standen vor seiner Seele. Solch ein wonniger Frühlingstag war es auch gewesen, da er als blutjunger Student das schöne Schwarzathal durchwandert hatte und mit sinkender Sonne vor der Thür des „Weißen Hirsches“ zu Schwarzburg bei Speise und Trank ausgeruht, die Nachempfindung eines poesiervollen Tages in erregter Seele durchkostend. Noch entfiel ihm das ganze heiteren Bildes, das sich damals vor seinen Blicken aufgethan, der unter vielstimmigem Geläut heimtreibenden Herde, der arbeitsmüden Holzfäller, die mit einem „Grüß Gott“ vorüberzogen, des regen Fremdenverkehrs auf dem freien Platz vor der Thür, der fröhlichen Stimmung von Ab- und Zuziehenden, des



ganzen bunten, reichen Lebens und Treibens rings umher. — Und da! welch ein liebes Bild tauchte noch mit empor! Ein hübscher offener Wagen kam die Straße von Rudolfsstadt herauf — ein schöner weißhaariger Herr militärischen Aussehens lenkte die Kasse, zwei Damen saßen im Fonds, Mutter und Tochter, edle Gestalten, fast wie ein Schwesterpaar; die Tochter reizvoll, wie ein Frühlingsmorgen! — Sie hatten sich neben ihm niedergelassen, und der alte Herr den bescheiden blickenden Jüngling ins Gespräch gezogen. Schöne, reiche Stunden; unvergänglich zumal jene, da sie am folgenden Morgen gemeinsam in die Berge gewandert und sich der Schönheiten jüher waldbumfränzter Höhen, reizvoller Fernsichten, romantischer Thalschluchten miteinander erfreut hatten. Mit Schmerzen war er endlich von ihnen geschieden.

Der Professor hatte sich in Sinnen verloren und, den Kopf an den Stamm der Linde zurückgelehnt, blickte er ziellos in die Ferne. Wie lebendig war das alles wieder vor ihm aufgestiegen und lag doch schon so weit hinter ihm und dazwischen fast zwei Jahrzehnte ernster, ununterbrochener einsamer Arbeit, einsamen Lebens, einsamen unfruchtbarer Ruhmes! Und jetzt — o! ihm war, als möchte er alles Wissen und allen Ruhm hängen um einen Tag seligen, zagenden, überströmenden Glückes, wie jener war, da er von der Höhe des Triersteins in die dämmern den Thäler hinabgeschaut und den Athem des schönen Mädchens an seiner Wange spürte! — Die Zeit verging. Im Stationshofe wurde es mit jeder Minute lebendiger, rufende und anordnende Stimmen klangen bis zu dem Platz des sinnenden Gelehrten herüber, Pferdehufe flapperten über das Pflaster: die Post rüstete sich zur Weiterfahrt.

Der Professor hatte sich mit einem Seufzer erhoben und die Reisetasche umgehängt, da weckte der Klang eines rasch anrollenden Wagens seine Aufmerksamkeit. Zwei schöne Grauschimmel trabten mit einer leichten offenen Equipage den Weg am Garten herauf, von einem alten Kutscher in Livree gelenkt; im Wagen saßen zwei Damen, frische jugendliche Gesichter, deren lichte Schleier im Winde wehten. Wie eine Erscheinung glitten sie vorüber; langsam schritt der Professor den Hedenweg entlang, dem Posthofe zu. Dort fand er die Damen, junge Mädchen dem Anschein nach, schon ausgestiegen und im Gespräch mit dem freundlichen Wirth, der beide zu kennen schien und ihre Fragen mit ehrerbietiger Zuverlässigkeit beantwortete. Um nicht zu stören, ließ sich unser Reisender auf eine Bank nieder und spielte mit dem freundlich an ihm aufspringenden Haushunde, während hier und da ein Wort aus ihrem Gespräch zu seinem Ohre drang.

„Aber ich sehe des Onkels Wagen ja nicht, Herr Feilner,“ hörte er eins der beiden Mädchen, eine herrlich gewachsene, zarte Gestalt von wunderbarer sanfterm Gesichtsausdruck, den Wirth fragen; „ist denn der Christian noch nicht hier?“

„Doch, liebes Fräulein; schon seit einer halben Stunde, und der Jagdwagen des Herrn Oberförsters steht auf dem zweiten Hofe.“

„O schön! ich fürchte recht, noch warten zu müssen, da wir so früh gekommen sind. Bitte, lassen Sie ihn gleich anspannen.“

„Wie Du eilst, von mir loszukommen, Anna,“ schmollte die Freundin vorwurfsvollen Tones; „und wir hätten so schön noch ein letztes Stündchen hier im Garten mit einander verplaudern können!“

Ihre schlankte Gefährtin blickte ihr innig ins Auge und legte dann zärtlich den Arm um die Betrübt. „Hab' ich Deiner guten ängstlichen Mutter nicht mit Hand und Mund versprochen müssen, Dich von der Station aus augenblicklich zurückzuschicken, und muß ich nun nicht Wort halten als ein ehrliches Mädchen, dem man Vertrauen schenkt? — Wie? — Ach, Fräulein, mir wird es schwerer, von Dir zu scheiden, als Du meinst!“

„So laß mich wenigstens die kurze Zeit noch bei Dir, bis Dein Wagen vorfährt,“ bat die rasch Getrübte; „wer weiß, ob wir uns sobald wieder sehen werden.“

„Wer weiß?“ wiederholte die mit „Anna“ angeredete junge Dame lebhaft. „Kommst Du denn nicht zu meinem Geburtstag nach Waldbhof?“

„Freilich wohl! aber wie lange ist es noch bis dahin! Volle vier Wochen!“

„Nun, Dir wird in der Stadt die Zeit bis dahin nicht allzulange werden, dafür ist gesorgt; aber mir, auf dem Walde, in dem einsamen Forsthaufe — ich werde rechtliches Verlangen nach Dir tragen, Fräulein!“ Zärtlich einander umschlingend wandelten die beiden blühenden Mädchengestalten vor dem Hause auf und nieder, ohne daß der Professor, der noch des Wirthes wartend darsaß, von dem weiteren Geplauder Etwas verstehen konnte. Aber ihr Unbild zog ihn mächtig an, und fast mit einer Art von Nüchtern ruhte sein Auge auf dem jugendlichen Reiz ihrer Erscheinung. — Die schlankte Blondine, die die Aeltere von beiden zu sein schien, obwohl auch auf ihrer Wange noch der Hauch erster Jugendblüthe ruhte, hatte den Strohhut abgenommen, und ihr köstlich reiches Haar, am Hinterkopf in einen schlichten griechischen Knoten zusammengefaßt, fiel in schweren Locken, die in der Sonne wie mattes Gold glänzten, in den edelgeformten Nacken hinab. Der Professor konnte den Blick nicht von ihr wenden; holdste, bewegendste Anmuth war über die ganze Erscheinung des Mädchens ausgegossen; die Charis hatte ihrer Wiege liebend nahe gestanden. „Welch ein süßes Geschöpf!“ murmelte der ernste Gelehrte, fast unbewußt, vor sich hin, und seine Brust hob sich in tiefem Seufzer. —

Oben waren die beiden Freundinnen wieder einmal in die Nähe seines Platzes gekommen, als der Wirth von Neuem an sie herantrat, diesmal ohne seine gewohnte heitere Miene. „Angespannt wird nun wohl, Fräulein,“ sprach er in bekümmertem Tone, „aber ich weiß nicht, ob ich zur Abfahrt rathen darf. Der Christian muß einmal wieder in der Waldbhofe eingeleitet und seinem alten Laster verfallen sein: er ist sehr unsicher auf den Füßen, und — die Wahrheit zu sagen — ich würde ihm kein Fuhrwerk, geschweige denn einen so werthen Jagdgast anvertrauen!“

Die beiden Mädchen saßen bei diesen Worten sehr betroffen zuerst einander, dann den Wirth an. „Aber das ist ja ganz abscheulich von dem Christian!“ klagte endlich die schlankte Blondine, die Hände ringend; „noch vor ein paar Wochen hat er dem Onkel so heilig versprochen, nie wieder zu trinken! Nun wird er doch aus dem Dienst müssen, und dann geht er ganz zu Grunde.“

„Freilich wohl,“ meinte der Wirth achselzuckend, „es ist schade um ihn; war sonst ein braver Mensch, und die Seinigen werden nun mit ihm elend. Denn wenn der Herr Oberförster ihn aufgibt, so nimmt ihn der ganze Segen Niemand mehr in Dienst.“

„Trostlos!“ seufzte das Mädchen tiefbekümmert. „Was ist nur dabei zu thun! Wissen Sie keinen Rath, Herr Feilner?“

„Das Einzige ist, Sie gönnen ihm noch eine Weile, nüchtern zu werden; und daß er's bald wird, dafür lassen Sie mich sorgen. Ich weiß mehr, als ein kräftiges Mittelschen. — Inzwischen bittet meine Frau gehorsamst, bei uns vorlieb nehmen zu wollen. Sie ist zwar noch im Wichteller beschäftigt, wird aber in fünf Minuten den Herrschaften aufwarten.“

Mit bekümmerten Mienen folgten die beiden Freundinnen der Einladung des gefälligen Wirthes. Als sie an dem Platz des Professors vorbeikamen, erhob sich dieser mit artigem Gruß; — ein Erörthen und Neigen des Kopfes dankte ihm, ein lichtblaues Gewand streifte leicht an ihm hin, der schwache Duft eines feinen Parfüms umhauchte ihn: dann waren sie verschwunden und —

so wollte es wenigstens den Professor bedünken — mit ihnen viel von der holden Schönheit des Frühlingstages! Sinnend blickte er ihnen einen Augenblick nach, dann wandte er sich zu dem harennden Wirth, zahlte seine Zechen, empfing noch einige Unterweisungen über Wege und Stege als Gegengabe und wanderte zum Hofthor hinaus, den fernen Bergen kräftig zustrebend.

Drittes Kapitel.

Es war ein anmuthiger Weg, auf dem der Wanderer dahinschritt. Rechts und links breiteten sich lichtgrüne Wiesen aus, durch die ein Bächlein in keder Schlangenlinie sich ein tiefes, üppig umwuchertes Bett gegraben; frühe Falter flatterten unstillen Fluges über den grünen Teppich dahin. Ein breiter beraster Rain schloß die Wiese gegen weite Ackerflächen ab, die sich allgemach die Biegeln hinanzogen und erst am Vorholze endigten, das den Hochwald mit dichter Wildniß säumte. — Der Ruf abender Bauern drang weither mit schwachem Laut an des Wanderers Ohr und erhöhte den Eindruck frieblicher Stille, den die umgebende Natur auf das Herz des Einsamen machte. Immer reicher ward die Vegetation, je höher der Wanderer an dem von der Sonne erwärmten Abhange emporstieg, je näher er dem schützenden Waldrande kam: rechts und links blühte es in bunter Fülle auf; wohin sein Auge streifte, traf es auf liebe Freunde seiner Knabenjahre. Da waren die zierlichen Glocken des Sauerflees, da der hohe schlanke Palm des Milisgrases mit seiner zarten wallenden Rispe, dort die kugelförmigen Blüthen der Heidelbeere, die rosig-schönen Lichtnelken, Ullmen-Spiräen und goldig glänzende Psyllidien: fast willenlos spülte seine Rechte hier und da, und ehe er's bemerkt, hielt er einen bunten duftenden Frühlingsstrauch in Händen, in dessen schwellende Fülle er sein erathmendes Antlitz tief hineinbrückte. — Bald umfing ihn ein reizvolles Bielelei von Büschen und Bäumen, aus dem vielstimmiger Vogelsang in holden Harmonien erklang; immer höher ging es auf Zickzackwegen hinan; immer mehr nahmen Boden und Natur den Bergcharakter an. Der mit Felsblöcken überfachte Hang fiel gegen Süden zu tiefer Schlucht ab, in der ein Vergnügung ungetrübter Thal rauschte; durch den zartgrünen, im Winde wogenden, hier und da auf Augenblicke zerreißen den Schleier jungen Buchenlaubes blitzten seine fontänenbesüßenen Wellen zu dem Auge des Wanderers herauf, und für flüchtige Momente eröffnete sich der reizendste Durchblick in weite Ferne.

Ganz verankert in das holde Leben und Wehen der Natur, der er so lange entfremdet gewesen, schritt der Professor seines Weges dahin, mit immer tieferen Athemzügen den wunderbar kräftigen Obem des Waldes in sich saugend und der tiefen Stille ringsum sich innig erfreuend, als diese plötzlich durch das rasch näher kommende Geräusch eines heran jagenden Gefährts unterbrochen wurde. Der Professor sah sich um und bog aus dem Fahrweg ein wenig zur Seite: im nächsten Augenblick galoppirten zwei muthige junge Pferde an ihm vorüber; in dem leichten Jagdwagen, den sie zogen, saß die junge blonde Dame vom Posthofe, — auf der Fahrbrat ber schwer beschuldigte Christian, auf dessen Ernüchterung der gefällige Wirth seine Künste zu verwenden gelobt hatte. Leider schienen seine Bemühungen nur unvollkommenen Erfolg gehabt zu haben, denn ein stark geröthetes Antlitz und die Art und Weise, wie der unglückliche Wagenlenker unaufhörlich auf die feurigen Rosse einhieb, ihren natürlichen Ungehörig auf unbesonnenste steigend, so daß sie den Wagen über Stock und Stein in gefährlicher Hast hinweggriffen, ließ auf einen sehr bedenklichen Gemüthszustand schließen und erfüllten den Professor mit ernstlicher Besorgniß um die anmuthige Inhaberin des Wagens. Während er noch mit dem Entschluß kämpfte, den Pferden in die Zügel zu fallen und das Gefährt zum Stehen zu bringen, war dasselbe schon an ihm vorüber gerast und verschwand im nächsten Augenblick auf einer Krümmung des Weges hinter einer dichten Gruppe majestätischer Lärchenbäume. Bekümmerten Herzens stand er still und lauschte dem verhallenden Klange der Räder — da plötzlich, wenige Minuten waren vergangen, schlug verwirrtes Geräusch unheilverkündend an sein Ohr: angstvoller Ruf und Befehl, ein Krachen und Brechen und Hofschnauben und wilde Flüche einer rohen Männerstimme! — Besinnungslos, mit klopfenden Pulsen eilte er den Weg hinab.

Als er die aussichtshemmenden Lärchenbäume erreicht hatte, sah er in geringer Entfernung die Unglücksfälle vor sich: der Wagen lag zur Seite geführt im tiefen Waldbgraben, die Rosse, im verwirrten Geschirr verstrickt, strebten unter wüthendem Stampfen und Schlägen empor, der Knecht, sinnlos tobend, raffte sich eben aus dem Kinnfall auf und hieb blind auf die schnaubenden Thiere ein, — die liebe Herrin des Wagens lag regungslos jenseit des Grabens am Boden. — Unserem Wanderer stand das Herz still vor lähmendem Schrecken, und alles Blut war aus seinem Antlitz gewichen; aber im nächsten Augenblicke hatte er sich zusammengegrast und eilte zu Hilfe und Beistand heran. In trunkenem Tross stellte sich ihm der Knecht entgegen; aber mit Riesenkraft packte er den Unsinigen an der Kehle und schüttelte ihn, daß er wie ein Esenlaub bebte. „Schurke! Unmensche!“ donnerte er ihm in das erbleichende Antlitz, „du hast sie getödtet!“ und er schleuberte den Gelenben wie ein Kind zur Seite. Dann kniete er neben der leblosen Mädchengestalt hin und angstvoll in das erblaßte zarte Antlitz starrend, ergriff er mit zitternder Hand ihre schlaff am Boden liegende Rechte. Die verminderte Wärme und Mäthe der Haut, die Nachlassung aller Muskelspannung erschreckte ihn bis ins Herz hinein; der Gedanke an Tod durchfuhr ihn wie ein zweischneidiges Schwert! — Er beugte sich über sie, ihren Athem zu belauschen: die Respiration schien aufgehört zu haben, das holde Leben erloschen zu sein. Ein Schwindel drohte seine Sinne zu umhüllen; ihm war, als habe er selbst sie getödtet, weil er versäumt, sie im rechten Moment vor Gefahr zu bewahren; als sei dieses furchtbare Unglück sein Werk, seine Schuld. Eine heiße Thräne trat ihm ins Auge; tief erschüttert blickte er ihr in das erstorbene, noch in der Todesblässe so liebliche Antlitz. „Penthesilea!“ seufzte er wie unbewußt vor sich hin.

Dann erhob er sich mühsam; ein Zittern durchlief unaufhörlich seine Glieder; und zum Ninnfall hinabgebeugt schöpfte er mit seiner Mäthe Wasser, löste sein Halstuch und legte ihr das von dem kalten Naß wohlbedrängte um Stirn und Schläfen. Darauf rief er ihr sanft, aber unablässig beide Hände — diese lieben kleinen zarten Hände! — und nie hatte er sich solcher Freude fähig geglaubt, wie er empfand, da sich nach langer banger Zeit ihr Puls leise zu regen begann, und schwache Athemzüge ihre Brust hoben. Er verdoppelte seine Anstrengungen: in leidenschaftlicher Freude hätte er Alles zugleich thun mögen, um sie um so sicherer aus ihrer Ohnmacht zu erwecken. Er fächelte ihr frische Luft zu, er ließ sie den scharfen Duft eines Nadelgehäuses mit Calmaigeist, das er in seiner Wandertasche mit sich führte, einathmen; er nekte ihre Rippen mit einigen Tropfen feurigen Weins aus seiner Reisetasche, und endlich — wer vermöchte sein Entzücken zu schildern! — endlich stellten sich tiefere Athemzüge, stärkerer Pulsschlag, Erwachen der Sinne und Rückkehr des Bewußtseins ein: mit einem leichten Zucken der Gesichtsmuskeln schlug das bleiche Mädchen die Augen

auf. Wie träumend fiel ihr Blick auf die Gestalt des neben ihr knieenden Mannes, auf den zerbrochenen Wagen, die abgesträngten Pferde, sie fühlte das nasse Tuch um ihre Stirn, und ein Schauer durchlief ihre Glieder. „Was ist geschehen?“ fragte sie mit schwacher Stimme und versuchte sich aufzurichten, sank aber, von Müdigkeit und Schmerzen überwältigt, wieder zurück.

„Ein Unfall, der — so Gott will — keine bösen Folgen haben soll,“ entgegnete der Professor sanft. „Ihr unbefonnener Kutscher hat den Wagen zum Stürzen gebracht und der Sturz selbst Ihnen eine leichte Ohnmacht zugezogen. Ein glücklicher Zufall, für den ich dem Himmel danke, führte mich des Weges und gab mir Gelegenheit, Ihnen hilfreiche Hand zu leisten.“

Das Mädchen hatte während dieser Worte den Fremden vom Posthofe wieder erkannt, und eine heiße Röthe überlief ihr eben noch so bleiches Antlitz. „Ich fürchte, ich habe Ihnen viel Mühe gemacht,“ flüsterte sie, während eine aufsteigende Thräne ihren Blick umfleckte. „Wie soll ich Ihnen danken!“

„Dadurch,“ entgegnete der Professor klopfenden Herzens, „daß Sie sich recht ruhig verhalten und für wenige Minuten noch meiner Pflege überlassen. — Sie dürfen mir vertrauen, Fräulein,“ fügte er nach sekundenlanger Pause hinzu, einen ängstlichen Blick des Mädchens beantwortend; — „ich bin ein ehrlicher Mensch, ein Mann der Wissenschaft, der wenig von der Welt weiß, aber überglücklich ist, sich auch einmal praktisch erweisen zu können.“

„O, ich danke Ihnen so sehr,“ erwiderte das Mädchen schwach, „und — gewiß — ich vertraue Ihnen ganz! Aber,“ setzte sie stockend und mit einem hoffnungslosen Blick auf den zerbrochenen Wagen hinzu, „aber was soll nun werden? Wie komme ich nach Hause? Onkel und Großmama werden sich so ängstlich um mich!“

„Wahr! wir müssen darauf denken!“ Er stand auf und trat zu dem durch das Unglück ernüchterten Knecht heran, dessen vorige trostige Gemüthsstimmung mittlerweile in das Gegentheil umgeschlagen war und einer kleinmüthigen Verzweiflung Platz gemacht hatte, so daß er nun wie gebrochen auf einem Felsstück saß und dumpf vor sich hinstarrte. „Steht auf,“ redete ihn der Professor strengen Tones an; „wir müssen den Wagen aufrichten und sehen, ob er wieder fahrbar gemacht werden kann. Das Fräulein muß eiligst nach Hause gebracht werden.“

Der Mensch richtete sich unterwürdig empor, brückte die Kniechel seiner schmutzigen Finger in die Augen und stöhnte laut. „Es geht nicht!“ erwiderte er dann mit einem trostlosen Blick auf die Trümmer des Gefährts. „Rad und Deichsel sind gebrochen, und die Pferde scheuen wie toll, wenn sie den Wagen nur ansehen.“

Der Professor runzelte die Stirn und kehrte mit dieser Nachricht zu seiner Pflegebefohlenen zurück. „Wir müssen den Christian auf den Posthof vorausschicken, daß er Hilfe holt; anderes wird nicht übrig bleiben. Ist es weit bis dahin?“

„O nein! ein Viertelstündchen etwa — aber...“ sie stockte, und ein Ausdruck rührender Verlegenheit legte sich um den rosigten kleinen Mund.

Der Professor dachte zart genug, um ihr das Alleinsein mit ihm ersparen zu wollen, und fiel ihr daher rasch ins Wort: „Über könnte ich mich vielleicht dorthin finden? Beschreiben Sie mir den Weg.“

„Nein, nein!“ entgegnete das Mädchen hastig, „lassen Sie mich nicht allein mit dem abscheulichen Menschen; ich will versuchen, ob ich nicht selbst soweit gehen kann.“

Willenskräftig richtete sie sich empor und that einige schwankende Schritte vorwärts; aber schwindelnd sank sie im nächsten Augenblick zusammen, von des Gelehrten schlingendem Arm umfangen, der sanft und sorglich die holde Last wieder auf den Moosboden des Waldes niedergleitete. „Es geht nicht,“ seufzte sie mit zuckendem Munde, und Thränen schwammen in dem schönen blauen Auge des Mädchens. Der Professor war in peinlichster Lage, und seine Stimmung die schmerzlichste; doch hing er derselben für jetzt nicht nach, ordnete vielmehr entschlossen und ohne Zeitverlust das Unumgängliche an. „Heran, Ihr da!“ rief er dem schneidenden Knechte zu, „und herauf mit Euch aufs Pferd! In zehn Minuten müßt Ihr auf dem Waldbhof sein; hier sei ein Unglück geschehen, und Hilfe thut noth. Ein bequemer Wagen und sichere Pferde müssen zur Abholung des Fräuleins in kürzest möglicher Frist hier sein! Bögt keinen Augenblick unterweg — ich rath' es Euch — so wollen wir vielleicht Fährsprache einlegen bei dem Herrn Oberförster trotz Eurer Ruchlosigkeit; aber jede Minute Zauderns vergrößert Eure Schuld. Also fort mit Euch!“

Wie von neuer Hoffnung belebt schwang sich der Mensch, nicht ohne einen reuevollen Blick nach dem bleichen Mädchen zu thun, auf das Leinpfers, ergriff das andere am Zügel und jagte den Waldbhof hinab, daß er im nächsten Augenblick den nachschauenden entschwinden war.

„Vergehen Sie meine Eigenmächtigkeit,“ sprach der Professor dann sanft zu dem Mädchen, „es blieb dies doch das einzige Mittel, das rasch zum Ziele führte. Ich hoffe, wir werden nun schnell die Thüren hier haben; inzwischen gönnen Sie mir noch, für Sie zu sorgen.“ Er brachte einige Rissen vom Wagen herbei und bettete ihr schmerzendes Haupt weicher; er entfaltete ihre Reisendecke und breitete sie sorglich über die Ruhende aus: ein gerührtes Lächeln des Mädchens war die Erwidern. „Wie gütig das Alles von Ihnen ist!“ lispelte sie dankbar.

„Nicht der Rede werth!“ entgegnete der Professor munter; „darf ich fragen, wie es mit dem Kopf steht?“

„Etwas besser, seit er höher und bequemer liegt,“ antwortete sie, „doch ist der Schmerz noch immer stark.“

„Kann ich Ihnen wieder einen kühlenden Umschlag machen?“ Er wird Ihnen recht wohl thun.“

„Wenn es Sie nicht bemüht.“

Er nahm das Tuch und kühlte es in dem Waldbwasser. Als er wiederkam, erkannte sie es mit Bestürzung.

„Aber Sie haben sich Ihres Halstuches beraubt —“

„Ja,“ entgegnete er unbefangen und blickte sie heiter an, indem er ihr die Compresse auf die schöne Stirn legte. „Was thut's auch? Höchstens werden die Leute mich für einen Studenten statt für einen Professor halten, und das wäre eine hübsche Abwechslung.“ — Und mit einer unternehmenden Miene bog er den Halsstragen herab und fuhr sich mit der Hand durch sein kurzgelocktes Haar.

Das Mädchen lächelte; es fiel ihr angenehm auf, wie viel jugendlicher er ausah, als vor einigen Stunden. „Aber wo ist Ihre Brille?“ fragte sie dann. „Ich meine doch, Sie trugen eine?“

Der Professor griff sich nach dem Gesicht. „Ganz recht,“ antwortete er erstaunt, und nach kurzem Besinnen: „ich glaube fast, sie zerbrach, als ich den tollen Menschen vorhin ein wenig zur Vernunft brachte. Doch gleichviel! ich entbehre sie durchaus nicht.“

„Sie sind wenigstens gezwungen, Ihre Augen für einige Zeit zu schließen,“ sprach das Mädchen zufrieden, „und das freut mich.“ — Sie lehnte sich wie müde zurück und schloß die Augen.

Der Professor heftete einen schwer zu beschreibenden Blick auf die zarte ruhende Gestalt, und als er bemerkte, daß die Sonnenstrahlen ihr Gesicht freiten, knipfte er geküßt sein weites Kleid an einen niedrigen Buchenast, daß es zeltartig die Leidende überschattete, dann setzte er sich still auf einen Baumstumpf nieder.

„Wir sind wie die verirrt Kinder im Walde,“ sprach er nach einer Weile heiter; „der große Bruder hat dem müden Schwesterlein eine Hütte gebaut, und die Hebe werden gleich kommen, die Ruhende zu beäugeln. Soll ich Ihnen derweil ein Märchen erzählen, daß Sie darüber einschlummern und alle Sorgen dieses Tages vergessen?“

„O, ich bin nicht müde,“ sprach das Mädchen erröthend und die Augen mit holdem Aufschlag zu ihm emporhebend; „auch wird mir mit jeder Minute freier und besser im Kopf. Aber, bitte, erzählen Sie etwas; ich höre so gern kluge Männer reden, wenn ich auch nicht immer Alles verstehe.“ — „Aber wovon wollen Sie erzählen?“ setzte sie lächelnd hinzu.

Der Professor hatte das Haupt erhoben und ließ seine Blicke froh umherstreifen. Nahe seinem Sitze bedeckten die niedlichen Stauden der Frühlings-Potentilla mit ihren fächerartigen Blättern und goldgelben Blüthenröschen den Boden; kräftig duftende Maiblumen leuchteten mit ihren weißen Blüthentrauben aus dem Schatten der Gesträucher hervor; Frauenmantel und röhlich blühendes Benediktenkraut überzog ganze Flächen; über ihm aber wölbte sich ein Wunderbaum lichtgrünen Laubes, in dessen Gezweig die Amsel tiefaufstehend ihr Frühlingslied sang: — überquellende Fülle, üppige Kraft der jugendlichen Natur, soweit sein Auge reichte. Von der blumensprossenden Natur kehrte sein Blick zu der holden Menschenblüthe vor ihm zurück, und sein Auge wurde feucht. „Wovon sollte ich hier erzählen,“ sprach er, „wenn nicht vom Frühling! Weß das Herz wonnig voll ist, strömt es über; und so spreche ich mit Walther von der Vogelweide:

Wenn die Blumen aus dem Grabe dringen,
Gleich als lachten sie hinaus zur Sonne,
Des Morgens früh an einem Maientag,
Und die kleinen Vögelchen lieblich singen
Ihre schönsten Weisen: welche Wonne
Hat wohl die Welt, die so erfreuen mag!“

Er pflückte ein paar verpöthete Anemonen, die aus dem vorjährigen Laubfall neben ihm blagroth hervorblühten und streute sie über die Ruhende hin. „Betrachten Sie sie wohl,“ sprach er weich; „aus dem verrinnenden Blute des schönen Frühlingsgottes entsprossen, waren und sind sie noch immer ein Symbol des Schönen und Lieblichen, leider — ach! auch des Vergänglichsten! — Soll ich Ihnen von Aeonis erzählen? dem herrlichen Jüngling, den Götter und Menschen liebten und selbst Aphrodite, die goldene, süßlachende, mit holder Zärtlichkeit umfing? Und wie sie nicht, begann er träumerischen Tones das lieblichste Märchen der Griechen, zauberte er vor ihre Augen die reizvollen Gestalten des tief sinnigen Aeonis-Mythus: die hehre Göttin selbst in der strahlenden Schönheit ihrer Erscheinung, begleitet von den Chariten und Horen, die sie mit Frühlingsblumen umkränzten und der allbeherrschenden Göttin mit Liebern und Tänzgen huldigten. — Aeonis den holden Hirtenjüngling, der in unbewusster, dämonischer Schönheit Menschen und Götter zwang, aber den Jähnen des winterrischen Ebers erlag, der „in den zierlichen Leib graufam die Wunde geriet.“ Er schilderte, wie mit dem dahinschwindenden Leben des schönen Knaben auch die Blüthe des Jahres dahin schwand, und starrer Todesfrost sich über die Erde lagerte, Aphrodite den Geliebten schmerzlich sucht und findet und den Leichnam nicht lassen will aus ihren Götterarmen, sprachlos trauernd, während die Jungfrauen in maßlosem Weh ihr „Alinnu!“ in die Lüfte erschallen lassen, bis endlich Zeus sich erbarmt und dem Theuren, in den Hades Entführten Rückkehr gestattet zum Licht der Sonne für die volle Hälfte des Jahres und mit ihm dem Frühlingsganz, Vogelsang und Blüthenlust, angelündigt von der früh aufsprießenden Anemone, die aus dem Blute des Götterlieblichen emporsteigt, das höchste Leben aus dem Tode.“

Still, wie träumend, hatte das Mädchen den Worten des Gelehrten gelauscht, und eine wunderbare Freude, die selbst dem Blick, den sie auf dem Erzähler ruhen ließ, einen tiefinnigen Glanz verlieh, war über ihr Herz gekommen. „Wie schön Sie erzählen!“ sprach sie dann, da der Professor schwieg, „man könnte, glaub' ich, nicht müde werden, Ihnen zuzuhören, und Alles darüber vergessen. Meine letzten Schmerzen selbst scheinen inzwischen vergessen zu sein! — Und diese zarten Blümchen,“ fuhr sie sich halb aufrichtend fort, indem sie die über ihr Lager verstreuten fast zärtlich zum Strauß sammelte, „mit wie andern Augen werde ich sie künftig aufblühen sehen, wenn der Frühling wiederkehrt und Ihre schöne Erzählung in meiner Erinnerung sich neu belebt!“

„Wird sie das wirklich?“ fragte schwankenden Tones der Professor, indem er die liebliche Gestalt des Mädchens mit einem weichen, doch entsetzten Blicke überflog. „Ich fürchte, die Erinnerung an mich und diese Stunde verweht mit der rothigen Blüthe hier, die auch nicht für die Dauer geboren ist.“

„Sie thun mir und meinem dankbaren Herzen Unrecht,“ entgegnete das Mädchen herzlich; „ich werde diese Stunde und Ihre Güte nie vergessen. Doch,“ fügte sie hastig hinzu, als sie ein frohes Aufleuchten in ihres Beschüters Augen wahrnahm, „machen Sie Ihre Güte voll und fahren Sie in Ihren hübschen Erzählungen fort. Verklären Sie mir auch meine anderen Lieblinge unter den Waldblumen durch den heiteren Glanz der Sage. Da ist die reizende Potentilla; wissen Sie nicht auch von ihr ein anziehendes Märchen zu erzählen?“ — Und sie reichte dem Gelehrten eine mit der Wurzel aus dem lockeren Waldboden gezupfte Pflanze des zierlichen „Fünffingerkrautes“ hin, das ringsum den Abhang mit Goldfarbe überblühte.

Sie hatte es übel getroffen, das arme Kind! Ein feines Lächeln suchte um den Mund des Professors, als er das Pflänzchen empfing und sein Auge darauf ruhen ließ. „Auch dies Blümchen war den Alten hoch bedeutungsvoll,“ sprach er dann. „Wie es mit seinem tiefen Goldglanz, seinem zierlichen Grün die Vergleichen üppig überzieht und das Auge des Menschen wohlgefällig anlockt, so theilt es die schöne Heiterkeit seines Eindrucks als Wirkung im weiteren Kreise mit und hat davon die anziehendste Symbolik gewonnen. Seine Wurzel, zum Geschenk erworben oder in der Frühe des St. Johannistages still ausgegraben, verleiht dem Besizer Klugheit und süße Veredeltbarkeit, und verschafft ihm die Zuneigung derer, die ihm theuer ist. Da sich aber die Blätter der Pflanze bei bösem Wetter zusammenbrängen, über die Blume neigen und so ein schirmendes Zelt über dieselbe bilden, so hat das sinnige Gemüth der Alten in ihr das Sinnbild schützender Liebe gefunden und das Blümchen theuer und werth gehalten. Ich,“ setzte er nach secundelanger Pause hinzu, „indem er sein Portefeuille hervorholte und die Blume hineinlegte, „ich will ein Gleiches thun.“ — „Sein Blick, von wunderbarer Kühnheit belebt, ruhte innig auf dem holden, tief — tief erröthenden Antlitz des Mädchens; seine Lippe bebte, er wollte ein Wort sprechen — da schrak er empor und lauschte einem fernen Geräusch. Galoppirende Hufschläge tönten durch den Wald, kamen rasch näher, das Mädchen richtete sich froh empor. „Es ist der Onkel!“ rief sie glänzenden Auges. Auch der Professor hatte sich erhoben und blickte nach dem Wege, wo im nächsten Augenblick ein alkischer, aber statlicher Mann sein Roß anhielt und nach einem flüchtigen Blick auf die Trümmer des Wagens aus dem Sattel sprang, die Zügel des Rosses über einen Eisenast werfend. „Gelobt sei Gott!“ rief er inbrünstig aus, da er das Mädchen erblickte,

„so ist denn Alles noch besser abgelaufen, als zu fürchten stand! Armes, armes Kind!“ setzte er zärtlich hinzu, den Arm um sie schlingend, „wie konnte ich Dich dem unzuverlässigen Trunkenbold anvertrauen; ich werde es mir nie verzeihen! Aber wie fühlst Du Dich nun? Sag mir die Wahrheit; der Christian berichtete unter Heulen und Zähneklappen, daß Du eine Weile wie todt dagelegen, und wir waren auf Schlimmes, — Gott im Himmel! auf das Schlimmste gefaßt.“

„Es war schlimm genug so,“ entgegnete das Mädchen, zärtlich an den Onkel geschmiegt, „daß aber der häßliche Sturz nicht böhere Folgen hatte, verdanke ich vor Allem dem Beistande dieses gütigen Herrn hier. Seine umsichtige Sorge hat mich aus schwerer Ohnmacht wieder ins Leben gerufen, und wie ich hier einsam und hilflos lag, hat er mich beschützt und behütet und mich dummes Ganschen freundlich nachsichtig unterhalten, obwohl er ein großer und gelehrter Mann ist.“

Der Oberförster hatte dem Professor den forschenden Blick zweier blühenden Augen zugewendet und trat jetzt an ihn heran. „Wem habe ich für so viel Güte und Zartförmigkeit zu danken?“ sprach er erregt.

„Was sich von selbst versteht, verdient keinen Dank,“ entgegnete dieser ruhig. „Abrigens heiße ich Paul Einsiedel und bin Professor an der Landesförschule zu N., auf einer Reise begriffen und durch einen glücklichen Zufall rechtzeitig hier vorübergeführt, um der liebenswürdigsten jungen Dame hilfreiche Hand zu leisten.“

„Sie sind ein Ehrenmann!“ rief der Oberförster fast heftig, indem er ihm seine gebräunte Rechte hinstreckte und die Hand des Professors kräftig schüttelte; „ein ganzer Ehrenmann und mir längst nicht unbekannt! Der Schwesterjohn meines alten braven Forstkäufers Braun, Anton Maywald ist Cleve Ihrer Schule und dankt Ihrer Güte fast seine ganze Existenz, jedenfalls all sein Wissen und Können. In Briefen an seinen alten Onkel hat der brave Junge oft Ihr begeistertes Lob gesungen, und so ist Ihr Name auf dem Forsthofe schon dankbar in Ehren gehalten, lange bevor Sie auch mich so tief — tief verpflichteten! Ich bitte, gönnen Sie mir nun die Freude, wenn Ihre Weiterreise nicht allzusehr drängt, Sie ein paar Tage unter meinem Dache beherbergen zu dürfen. Ich wäre untöricht, sollte unsere Bekanntschaft auf der Landstraße enden, wie sie hier angefangen. Sagen Sie ja! Ihr Rein! würde mich zu tief betrüben.“

Der Professor schwankte einen Augenblick unentschlossen; aber der warme Druck der kräftigen Hand, die die seine umschloß, hielt, ein Blick in die erwartungsvoll auf ihn gerichteten großen blauen Augen des Mädchens und ein ungestümes Pochen seines Herzens, das sich gegen den Abbruch eines so reizvoll erwachsenen Verhältnisses schmerzhaft sträubte, entschieden rasch zu Gunsten des Bittenden: unter den herzlichsten Freudenbezeugungen Seitens des trefflichen Oberförsters befiel die kleine Gesellschaft den eben anlangenden Kutschwagen und rollte unter vergnügtem Plaudern über den wohlgehaltenen Walweg dahin. Eine kurze, schöne, wundervolle Fahrt; dann hörte man aus der Ferne Hunde anschlagen, hörte Hähne krähen, erblickte über den Wipfeln der Bäume leicht gekräuselte Rauchwolken aufsteigend und fuhr, um eine letzte Waldecke biegend, plötzlich zwischen zwei alten ephemerüberwucherten Thorpfählen durch, auf den Forsthof hinauf. Hunde jeder Art und Größe vorrückten kläffend, schmeichelnd, winselnd, heulend den Wagen, vorübergehende Jägerburche grüßten freundlich-ehrfurchtsvoll die Ansfahrenden, und unter der von mächtigen Linden überschatteten Hallenthür stand in Begleitung zweier jungen Mägde eine würdig aussehende Matrone in dunkelfarbigen Kleide und schneeweißem wohlgefädeltem Feinwandhäubchen, den Kommenden ängstlich entgegenblickend. Als aber Anna's heller Ruf: „liebste Großmama!“ an ihr Ohr schlug, und sie, da der Wagen hielt, die theure Enkelin, um die sie eine so sorgenvolle Stunde verlebte, etwas bleich zwar, doch sonst wohlbehalten in ihr Arme schloß, da war das alte liebevolle Gesicht von Glück wie verklärt, und dem „Netter des armen Kindes“, den ihr der statliche Sohn beiseit vorstellte, dankten die allerinnigsten und bewegtesten Worte. Wie im Triumph führte man dann den lieben, geehrten Gast in das Familienzimmer, und der froh Erregte empfand mit Entzücken, daß er, der Alleinlebende, Vereinsamte, im Kreise guter, herziger Menschen eine neue traute Heimath gefunden. [2453]

(Fortsetzung folgt.)

Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Robe mit Doppelrock aus helllila Taffet, der obere Rock ist hinten gerafft, vorn in der Weise einer Tunique abgerundet; beide Röcke garnirt am unteren Rande eine breite schwarze Spitze. Aus schmalerer Spitze sind die Echarpes, sowie die Garnitur am oberen und unteren Rande der Ärmel. Gürtel und Schleifen von lila Taffet. Hut aus schwarzem Tüll und Spitzen.

Figur 2. Kleid nebst Paletot von braunem Wollenrepp, der Rock am unteren Rande mit drei Frisuren von gleichem Stoffe begrenzt. Gleiche Frisuren, sowie Schrägstreifen und Schleifen von braunem Taffet garniren den Paletot in der Weise der Abbildung. Hut aus schwarzem Tüll und Spitzen.

Figur 3. Kleid von grau und schottisch gestreiftem Taffet, mit drei Volants ausgestattet. Gasaque mit Pelserie von schwarzem Grosgrain, hinten und an den Seiten gerafft, mit Schleifen und Echarpes von Grosgrain, die Pelserie mit Franze garnirt. Hut von Brüsseler Stroh und Spitzen, mit Blumen.

Figur 4. Kleid mit Paletot von grauem Mohair. Den Rock garniren drei Reihen breiter Seidenfransen von der Farbe des Kleides, deren Ansatz je ein Schrägstreifen aus Mohair deckt. Der Paletot ist in der Weise der Abbildung mit Schrägstreifen, Knöpfen und mit Franze geschmückt. Runder Strohhut.

Figur 5. Rock von hellgrauer Mozambique mit Doppelrock und Schoof; am Außenrande des unteren Rockes ein breiter Volant, mit Taffetspannen von der Farbe des Kleides gerafft. Der obere Rock ist an den Seiten und in der hinteren Mitte geschlitzt, mit Taffetspannen und — wie auch der geraffte Schoof — mit breiter Seidenfranze garnirt. Schmalere Franze, einige Taffetknöpfe und Quasten schmücken die Taille sowie die Echarpegarnitur von grauem Taffet. Hut von Brüsseler Stroh mit Spitzen- und Blumengarnitur.

Miß Mary Carpenter in Ostindien.

Von Professor Dr. Fr. von Holtendorff.

(Fortsetzung.)

Von Unterricht und religiöser Fürsorge für die Gefangenen kann in Indien selbstverständlich noch nicht die Rede sein. Aber auch an eine regelmäßige Beschäftigung, an Gewöhnung zur Arbeit wird nur ausnahmsweise gedacht. So befindet sich in dem

großen Gefängniß von Alipore bei Calcutta eine Staatsdruckerei, in welcher die amtlichen Schriftstücke der Regierungsbehörden gesetzt werden. Miß Carpenter betrachtet es mit Recht als ein der Naturanlage der Indier höchst günstiges Zeugniß, daß völlig verwilderte Männer, die in ihrer eigenen Landessprache weder schreiben noch lesen können, etwa in einem Monat geschickt gemacht werden können, in englischer Sprache die Buchstaben sicher zu unterscheiden und mechanisch zu lesen. Auch an den Frauen werden künstlerische und technische Anlagen gerühmt; vornehmlich zum Zeichnen und zur Anfertigung feinerer Gewebe. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre dem europäischen Unternehmungsgeist in der Benutzung der in indischen Strafanstalten verfügbaren Arbeitskräfte ein lohnendes Gebiet zu eröffnen.

Selbst wenn man daran denken wollte, eine sittliche Wiedergeburt des Verbrechers einzuleiten — mit welchen Mitteln könnte man auf ihn wirken? In unserem eigenen, sorgfältig erforschten Beobachtungsfreie bleiben uns die Beweggründe eines Verbrechers, ohne deren Kenntniß wir auf ihn einzuwirken außer Stande sind, oft genug ein unüberwindliches Räthsel. Ueber die geheimen Triebfedern, über die Denkweise und Absichten indischer Verbrecher vermögen wir in vielen Fällen gar nicht einmal Vermuthungen zu äußern. Zuvörderst ist gewiß, daß Indien, wie Europa, seine sachmäßig gebildeten Verbrecherzünfte mit besonderem Lebensberuf, besonderer Technik und besonderer Gaunersprache besetzt. Aber es hat außerdem seine verbrecherischen Secten, die aus religiöser Verirrung und im götzenbienerischen Wahn ihre Missethaten als ihr Verdienst betrachten. Hierher gehört die Classe der gewohnheitsmäßigen Vergifter, die deswegen besonders gefährlich, weil es in Indien außerordentlich leicht ist, Pflanzengifte einzusammeln. Es besteht nach wie vor die öfters geschilderte Secte der Bürger oder Thugs. Einer der genauesten Kenner des indischen Verbrecherthums, der an der Spitze der Strafanstalten stehende Major Hutchinson, bemerkt darüber Folgendes:

Besonders günstig gelegene Landstriche in ganz Indien werden ausgewählt, um dort Opfer mit der größten Leichtigkeit und Sicherheit morden zu können: viel besuchte Straßen beispielsweise, welche durch ausgedehnte Jungles laufen, wo der Boden schnell ein Grab herzustellen erlaubt, oder das Rohrgebüsch dicht genug ist zum Hinterhalt, und die Ortsbehörden sich um aufgefundenen Leichen nicht bekümmern. Von solchen Plätzen sprechen die Thugs mit Begeisterung und Vorliebe, wie andere Menschen von den lieblichen Erlebnissen ihres früheren Daseins sprechen. Die berühmtesten Mordplätze gehörten den Thugs von Hindostan. Unter diesen befindet sich keiner, der an dem göttlichen Ursprung des Bürgermordes zweifelt; keiner, der da bezweifelte, daß, wer den Mord als Lebensberuf betreibt und mit den vorgeschriebenen Ceremonien ordnungsmäßig vollzieht, unter dem unmittelbaren Befehle der Göttin Duwi, Durga, Kali oder Bhawani, wie sie unter verschiedenen Namen genannt wird, handle. Folglich ist auch keiner, der die geringsten Gewissensbisse empfindet für die seit Anfang seiner Laufbahn selbst begangenen oder wenigstens beförderten Mordthaten. Ein Thug betrachtet die ermordeten Personen gerade als Opfer an die Gottheit und gedenkt ihrer, wie der Priester Jupiters an geschlachtete Kinder zurückdenkt. Er überlegt seine Mordpläne ohne Schwanken, er führt sie aus ohne Regungen des Mitleids, erinnert sich ihrer ohne Reue.

Obwohl gegen diese Scheufligkeiten eine besondere Behörde von Seiten der Engländer eingerichtet wurde, wird man schwerlich deren baldige Unterdrückung hoffen können. Und wenn man einen entdeckten Thug nach dem Gesetze der strengen Vergeltung in feierlichster Form aufhängt — würde man ihn nicht mit dem Schein eines für seinen Glauben sterbenden Märtyrers verherrlichen? Vielleicht begehrt ein solcher Fanatiker den Tod lieber, als das Gefängniß. Als ein besonders berücksichtigter Thug eingesperrt wurde, sagte er zu den Gefängnißwägern: Ihr thätet besser, mich aufzuhängen, denn ich muß auch fernerhin tödten.

Eine bunte Liste fremdartig klingender Namen von Verbrecherstämmen und Verbrechersecten verzeichnet uns der oben genannte Sachverständige: ansässige und nach Art der Zigeuner wandernde, solche, in denen eine verbrecherische Kunst auf die Kinder vererbt wird und andere, die sich durch Ankauf fremder Kinder ergänzen. Manche der von ihm beschriebenen Gaunereien stimmen ziemlich genau überein mit den Schilderungen, welche uns Dr. B. Abé-Lallemant in seiner umfassenden Geschichte des deutschen Gaunerthums gegeben hat. Da die Zigeuner indischen Ursprungs sind, wäre es nicht unmöglich, daß manche verbrecherische Kunststücke derselben bei uns aus Indien eingeführt wurden.

Den größten Erfolg in der vom Staat zu unternehmenden Kriegführung darf man sich, wie Miß Carpenter hervorhebt, von einer planmäßigen Gründung von größeren Strafanstalten für jugendliche Verbrecher, von Besserungsschulen und Rettungshäusern versprechen. Zwar ist hiergegen von Seiten der Regierung eingewendet worden, daß durch die Grundsätze der indischen Verwaltung jede Gimmischung in den religiösen Unterricht ausgeschlossen sei, und daß ohne religiöse Einwirkung ein günstiges Ergebnis nach den in England gemachten Erfahrungen nicht zu erwarten sein würde. Miß Carpenter, welche jährlich gegen sechzig verwahrloste Mädchen erzieht, bemerkt indessen ihrerseits: daß der Mangel eines christlichen Religionsunterrichts in Indien keineswegs gleichbedeutend sein würde mit dem Mangel einer sittlich religiösen Erziehung, da ja die heiligen Bücher der Hindus ebenfalls Grundsätze der Moral enthielten. Auch hätten die Bewohner Indiens, selbst wo sie das christliche Dogma zurückweisen, keinerlei Einwürfe gegen die christliche Sittenlehre. Viele der höher gebildeten Indier hielten sich zu einem reinen Theismus und seien sehr religiöse Naturen, obschon sie äußerlich dem Christenthume nicht angehören möchten. Um dies zu erweisen, erinnert sie an die sittlich und religiös hervorragende Stellung, welche ihrer Ansicht nach die Juden in England einnehmen. In einer besonderen Denkschrift an den Staatssecretair für Indien sind diese Grundsätze von Miß Carpenter entwickelt. Auch verfaßte sie nicht, in England für ihre Ansichten in öffentlichen Versammlungen Anhänger zu erwerben.

Ein erster Versuch, in den Strafanstalten Unterricht zu erteilen, wurde vor einigen Jahren in dem Gefängniß zu Dacca gemacht. Ein amtlicher Bericht bemerkt darüber:

„Anfangs fürchtete man, die Gefangenen möchten eine große Abneigung gegen das Lernen zeigen und sogar den Lehrer geringschädig behandeln: die Erfahrung hat indessen gezeigt, daß etwa ein hundert Gefangene (der vierte Theil der Detinirten) sich freiwillig meldeten, um Unterricht zu empfangen, und daß der Lehrer nirgends mit größerer Achtung behandelt werden kann.“

Auch in Bombay hat man seit 1850 begonnen, mit freiwilligen Beiträgen eine Besserungsschule für jugendliche Verbrecher einzurichten. Etwa zehn Jahre nach ihrem Bestehen befanden sich in derselben: 27 Hindus von fünfzehn verschiedenen Kasten, 25 Muhammedaner und drei Christen, ohne daß sich irgend eine ernstliche Schwierigkeit bezüglich des Religionsunterrichts erhoben hätte. In Folge dessen bestimmte bereits im Jahre 1861 verändertes Gesetz, daß Verbrecher unter 16 Jahren an Stelle des Gefängnisses durch den Richter in einer derartigen Besserungs-

anstalt untergebracht werden dürfen. Auch sorgte die Regierung dafür, daß solche Unternehmungen wenigstens indirect aus Staatsmitteln unterstützt werden können. Leider ist in England selbst die Zahl derjenigen nicht gering, welche an die geistige Macht der Reitschule glauben, und deswegen jede Anstrengung, wahrhafte Kinder auf dem Wege sittlicher Einwirkung langsam zum Bessern zu führen, mit Mißtrauen betrachten. Gegen diesen Wahnsinn erhebt Miß Carpenter wiederholt ihre warnende Stimme.

Je schwieriger es in Indien ist, auf eine fremdartige Bevölkerung mit geistigen Mitteln zu wirken, desto näher liegt für Viele die Versuchung, zur Peitsche zu greifen und jene dreißig Hiebe zu erteilen, die das Gesetz bei jugendlichen Personen zuläßt. Nach den Mittheilungen des Major Hutchinson wird auch in der That von dieser Befugniß ein reichlicher Gebrauch gemacht. Sicherlich ist die Ansicht der Indianer über die Vollstreckung der Prügelstrafe nicht dieselbe, wie diejenige gebildeter Europäer. Auf der weit zurückgebliebenen Entwicklungsstufe der Asiaten mag sogar die humane Anschauung, welche Miß Carpenter vertritt, nahezu unbegreiflich sein. Allein es verdient gewiß Beachtung, daß ein eingebornen Beamter auf Grund seiner in den Gefängnissen gesammelten Beobachtungen bezeugt: die Peitschenhiebe hätten keinerlei abschreckenden, noch viel weniger bessernden Erfolg. Was kann auch ein zwar heftiger, aber doch immer schnell vorübergehender Schmerz bedeuten gegenüber der tief gewurzelten Verberbnis eines zum Mordgehilfen erzogenen Knaben? Die Thugas lassen sich gegen zehn Jahre lang Zeit, um das Werk ihrer nichtswürdigen Erziehung zu vollenden. Im Alter von zwölf Jahren werden Knaben zuerst angeleitet, stufenweise und langsam zu allen Schändlichkeiten herangezogen, bis sie zwanzig Jahre alt geworden und dann die Erlaubniß erhalten, an einem ersten allein verübten Mord ihre Großjährigkeit zu erweisen.

IV.

Besonders eingehend beschäftigt sich Miß Carpenter mit den weiblichen Erziehungsanstalten Indiens. Wir erfahren von ihr, daß nur die höheren Classen allmählig einzusehen beginnen, daß Bildung den Werth des weiblichen Geschlechtes erhöht. Tausendfache Hindernisse stehen indessen dem Angriffe gegen Unbildung und Unwissenheit im Wege. Zunächst die äußere Schwierigkeit, daß es überall an Lehrkräften fehlt. Selbst die englischen Familien, die durch ihren Beruf an Indien gefesselt sind und meistens in behaglichen Lebensverhältnissen stehen, haben davon zu leiden und finden kaum einen anderen Ausweg, als die Fortsendung ihrer Kinder nach Europa, obwohl die Reisekosten hin und zurück für sich allein so viel betragen, wie eine kostspielige Erziehung außer dem Hause für die gesamte Ausbildungsperiode bei uns beansprucht.

Bisher schien es, als ob die Schätzung der Damen in Indien lediglich durch den Reichtum an Juwelen bestimmt würde. Halsbänder und Spangen, Ringe an Fingern und Beinen gehören zur täglichen Tracht der Vornehmen; ein Goldwerth von etwa vierzehnhundert Thalern ist nichts Ungewöhnliches in dem Schmuck, den ein junges, auf den Schulbänken sitzendes Mädchen an sich trägt. Pugsucht und Bildung stehen aber nicht nur bei Individuen, sondern auch bei Nationen meistens in umgekehrtem Verhältnis. Insofern haben diejenigen vollkommenen Recht, welche die Kleidung der Menschen als ein culturgeschichtliches Problem von großer Wichtigkeit betrachtet zu sehen wünschen. Die drei Hauptstufen der Entwicklung bestehen in Indien noch nebeneinander: Nacktheit oder Halb nacktheit der Barbarei, die Ueberladung des menschlichen Körpers mit Zierrath und die höchste Stufe der Kleidung unter dem doppelten Gesichtspunkte der zweckmäßigen Gesundheitspflege und der ästhetischen Empfindung der Schönheit, welche letztere eine Mannichfaltigkeit der Formen gestattet und keineswegs bedingt, daß die Orientalen ihre Muster nothwendiger Weise aus London beziehen. Die Frauen Indiens stehen, wie wir eben bemerkt, auf der zweiten Stufe der Ueberladung, wo sie nicht in der untersten Barbarei stecken geblieben sind. Mit vollkommenem Rechte deutet Miß Carpenter mehrfach an, daß sie die Annäherung an den europäischen Geschmack als eine Vorfrage auch für die Volksbildung betrachtet. Ueberladene Tracht heißt Verachtung der Bildung.

Ein anderweitiges und wahrlich noch mächtigeres Hinderniß der Frauenerziehung bildet die durch frühzeitige Körperentwicklung, mindestens theilweise, veranlaßte Geschlechtsreife in einem Alter, welches wir noch zum kindlichen rechnen. In Miß Carpenter's Bekanntheit fand sich eine besonders ausgezeichnete Schülerin einer Anstalt, achtzehn Jahre zählend, aber seit neun Jahren bereits verheirathet. Bei strenger Absperrung der Frauen, welche die Sitte des Orients überall verlangt, ist aber selbstverständlich, daß verheirathete Frauen nur durch Lehrerinnen unterrichtet werden können. Und wie weit geht diese Absonderung! Zu einem unthätigen Leben in den hintersten und dunkelsten Gemächern des Hauses (der Zenana) verurtheilt, bleiben die Frauen jeder Geselligkeit entzogen. Nur ein einziges Mal geschah das Unerhörte, daß Miß Carpenter mit Hindu's beiderlei Geschlechtes zu Tisch saß. Selbst wo der erste Schritt in bürgerlicher Frauenemanzipation geschehen, wo bei öffentlichen Gelegenheiten Frauen und Männer gleichzeitig erscheinen, darf der Ehegatte nicht durch Anrede oder Mittheilung verrathen, wenn er vernünftig ist. In seinem eigenen Hause verwehrt ihm die Sitte, in Gegenwart dritter Personen mit seiner Frau zu sprechen oder auch nur gemeinschaftlich mit ihr zu speisen.

Werden diese Vorurtheile ewig bestehen? Schwerlich; denn die Autorität solcher in religiösen Vorurtheilen wurzelnden Sitte beruht wesentlich auf der Vorstellungswelt, welche sich das Gegenwärtige überhaupt nicht als möglich zu denken vermag, auf der Abwesenheit aller Vergleichungspunkte, auf der Unterdrückung jeder Kritik. Schon gegenwärtig hat man aber begonnen, nach der Vernunftigkeit der alten Sitte zu fragen. Die Wiederverheirathung der Wittwen, nach altem Recht ein um so schändlicheres Verbrechen, als die Hinterbliebene sich mit ihrem toten Gatten verbrennen sollte, wird bereits in öffentlichen Rundgebungen besprochen. Eine in der Kindheit Verlobte war nach dem Rechte der Hindu's, wenn sie ihren Bräutigam verlor, dadurch verwittwet und zur Einsamkeit und eben deswegen auch zum Hunger verurtheilt, da ihr das Recht der Arbeit gleichfalls verweigert war. In einzelnen Theilen Indiens war noch dazu die Verlobung oder Verheirathung im kindlichen Alter dadurch begünstigt, daß Geschlechtsverkehr überhaupt nur alle zwölf Jahre gestattet sind, ein Grund, der auch die Polygamie begünstigt, insofern als vorsichtige Ehemänner im Hinblick auf den verhängnisvollen Zeitraum und die Möglichkeit eines Todesfalles sich eine Reservegattin gleich im Voraus antrauen lassen, welche nach Miß Carpenter's Ausdruck „sich für den Notfall bereit zu halten hat.“

Die in unseren Augen so unnatürliche, in Indien geheiligte Trennung der Geschlechter bis zur Zerreißung der Familiengemeinschaft muß selbstverständlich nicht nur auf den Unterricht, sondern überhaupt auf alle Lebensverhältnisse zerstörend einwirken. Zum Beispiel auch auf die Vertheilung der Arbeit. Selbst die Fabel, welche für Geld arbeitet, gehört zu den Insignien des männlichen Geschlechtes. Engländerinnen finden weder Schneiderinnen noch Köchinnen. Alle häusliche Arbeit, jedes wirtschaftliche Geschäft ist männlichen Händen anvertraut: einer der für Europäer auffallendsten Züge in der indischen Gesellschaftsrichtung. Unbedingt gilt dies freilich nur für die mittleren Kasten. In den untersten Schichten herrscht das umgekehrte Verhältnis; die Frau ist lastthier und verrichtet die schwersten und anstrengendsten Arbeiten, während ihr in den höheren Kasten jede körperliche und geistige Thätigkeit entzogen ist.

Erwägt man diese Umstände, so erklärt sich mit Leichtigkeit dieses Mißverhältnis gebildeter Frauen im Vergleich zum männlichen Geschlecht. In Puna bestanden 1866 137 Knabenschulen mit einer Schülerzahl von 7051 neben drei Mädchenschulen mit 151 Besucherinnen, von denen 29 nur über ein Jahr, und zwei über vier Jahre Unterricht genossen. Als Regel besteht dabei die Thatfache, daß öffentliche Schulen niemals über das Alter von zwölf Jahren hinaus von Mädchen besucht werden. Später gilt der gesellschaftliche Verkehr oder vielmehr selbst die flüchtige Berührung mit einem Lehrer für unschicklich. Von allen Seiten wird die schnelle Fassungsgabe und der scharfe Verstand indischer Frauen gerühmt. Allein es liegt auf der Hand, daß das frühzeitige Ende des Unterrichts nur von höchst unvollkommenen Resultaten begleitet sein kann. Für Indien ist es daher ganz gewiß eine Lebensfrage, daß, wenn die Bildung der Frauen überhaupt als erstrebenswerthes Ziel anerkannt wird, vor allen andern Dingen Lehrerinnen zu gewinnen sein werden.

[2436]

(Schluß folgt.)

In Compiègne zu Hofe.



Ettes-vous l'un des invités de Compiègne? Glückliche, die Ihr geladen seid! Gast eines Kaisers, einer schönen Kaiserin, mit der Majestät so zu sagen Thür an Thür zu wohnen, mit ihnen zu jagen, zu diniren und zu plaudern wie ein habitué des Hofes — o, das hat einen Reiz, wir müßten denn ein-gesellschaftete Republikaner sein, und begreiflich und verzeihlich ist der Ehrgeiz der Pariser, auf der Liste zu stehen und mit einer der vier üblichen Serien nach Compiègne zu Hofe zu reisen.

Compiègne, eine mäßig große Provinzialstadt, liegt, wo die Aisne in die Dife sich ergießt, zehn Meilen von Paris, an der nach Belgien führenden Nordbahn. Unweit der Bahnstation trägt uns eine kleine Brücke über die Dife; das ist die denkwürdige Stelle, wo die Jungfrau von Orleans von den burgundisch-englischen Truppen gefangen genommen wurde. An der Spitze von sechshundert Mann hatte sie einen Ausfall über die Brücke gemacht. Da derselbe mißglückt, will sie sich zurückziehen, findet aber das Brückenthor geschlossen. Zwar wird in der Stadt die Sturmglocke gezogen, doch Niemand kommt der Jungfrau zu Hilfe. Man beschuldigte den Gouverneur des Ories, Guillaume de Flavy, dieses Verraths. Derselbe empfing übrigens seinen Lohn: Sein Barbier schnitt ihm die Kehle ab. Und zwar war Guillaume's eigene Frau die Anstifterin des Mordes; wie sie vorgab, um die Jungfrau zu rächen, wie aber der Volksmund erzählt, aus Eifersucht.

Hat man die Brücke überschritten, so gelangt man bald auf den Thron vor das Stadthaus mit seinem schönen, restaurirten gotischen Glockenturm; einige Schritte weiter vor die Kirche von St. Jacques, in welcher Jeanne d'Arc, trüber Annungen voll, die heiligen Sacramente empfing, wenige Tage, bevor sie ihren Hengstern in die Hände fiel. Dann wendet sich die Straße und führt uns zu dem Place de Palais, einer spärlich mit Bäumen bepflanzten Kiesfläche. Im Hintergrunde ragt das dem Pariser Palais Royal auffallend ähnliche Schloß. Gebaut hat es der berühmte Gabriel, der Architekt von Klein-Trianon, an Stelle der alten Burg, welche vor fünf Jahrhunderten Karl V. der Weise erbaute. Denn schon seit Karl dem Großen hatten die Könige Frankreichs mit Vorliebe an den waldreichen Ufern der Dife gejagt. Weltbekannt ist Compiègne allerdings erst, seitdem Napoleon III. es zu seiner Herbst-Residenz erwählte.

Jetzt gehen während der Sommermonate an jedem Sonntag Vergnügungszüge von Paris nach Compiègne, aber das eigentliche Leben beginnt, wenn der kaiserliche Hof mit dem Schwarm seiner Gäste sich in dem Schloße eingefunden hat. Dann trägt die Stadt Tag für Tag ein Festgewand, überall flattern Fahnen, militärischer Brunt zieht durch die Straßen, und Musik ertönt vom Morgen bis in die Nacht hinein. Zwar weht die Luft schärfer, Nachts fällt der Reif, und die Bäume färben sich rötlich gelb, aber in den sonst so stillen Wäldern schwärmt die kaiserliche Jagd; die goldgestickten Livreen der Piqueurs blitzen durch das Gebüsch, und auf den Halben erschallen, vom Chorus der Meute begleitet, die

fröhlichen Hornrufe, das réveillée, débouché, bat l'eau, royale, hallali und retraites.

Aber nicht bloß der Hof gibt sich dort sorgloser Muscheln hin, sondern mit einer an unseren Höfen bisher unbekannten, fast von jeder Etiquette freiem Gastlichkeit laden Napoleon III. und seine Gemahlin auch ihnen fernstehende Personen von irgend welcher Distinction, Franzosen wie Ausländer, Diplomaten, politische Gelehrten, Männer der Wissenschaft und Literatur, Künstler und Industrielle ein.

Die Einladung des Betreffenden lautet auf eine Woche: und bestimmt außerdem Tag und Stunde, wann ein Extrazug, bereit stehen werde, um ihn nebst ein bis zweihundert anderen Glücklichen nach Compiègne zu bringen.

Die Ankunft dort erfolgt bald nach vier Uhr Nachmittags; Hofwagen stehen dann auf dem Bahnhofe, um die Gäste nach dem Schloße zu fahren, woselbst ihnen sofort ihre Gemächer angewiesen werden. Dieselben bestehen gewöhnlich in einem Empfangsalon, einem Schlaf- und einem Ankleidezimmer, alle mit dem nöthigen Comfort, aber ohne jede Ueberladung. Ein kleines Schild über der Thür zum Salon trägt bereits den Namen des Ankommenden.

Haben wir unseren Diener, resp. unsere Kammerjungfer mit uns, so finden auch diese im Schloße Unterkunft.

Ein Lakai in der dreifarbenen kaiserlichen Livree servirt alsbald Thee und andere Erfrischungen. Derselbe hat uns während der ganzen Zeit unseres Aufenthalts zu bedienen und steht bei der Tafel hinter unserem Stuhl. Noch am Tage seiner Ankunft, unmittelbar vor dem Diner, macht jeder Gast dem Kaiser und der Kaiserin seine Aufwartung, und wenn er sich für die Zeit seines Bleibens vollste Begehrlichkeit schaffen will, so thut er gut, am nächsten Morgen auch bei den ersten Beamten des Hofes Compiègne seine Karte abzugeben, namentlich bei dem Chef desselben, dem General Nollen, einem alten Militär, dem strenge Disciplin stets oberster Lebensgrundsatz war. Seines Amtes hier ist es, in beständiger Kampfbereitschaft gegenüber der Anarchie zu sein, welche jeden Augenblick dem kaiserlichen Haushalte droht.

Das erste Frühstück nimmt man auf dem eigenen Zimmer ein. Um neun Uhr begrüßt der Kaiser mit der Kaiserin seine Gäste in der langen Gallerie, von wo sie sich sämtlich dann zum Dejeuner begeben. Nach letzterem findet im Forste eine Hirschjagd oder Sauhaas statt, oder man macht einen Ausflug nach dem schönen Schloße Pierrefonds oder nach einem anderen der vielen interessanten Punkte im Walde von Compiègne.

Zu großen Jagden stellen sich die kaiserlichen Jagdwagen, chars-à-bancs und Korbwagen, um ein Uhr in der Rosenpromenade, am Fuße der Terrasse, vor der Gartenfront des Schloßes auf. Der maitre des équipages gibt dann seine Befehle mit der Würde eines Generals, der ins Treiben zieht. An den Halstern der ungeduldig stampfenden Rosse klingeln die üblichen Silberschellen, von den Ohren hängen Fuchsschwänze nieder. Die Postillone und Vorreiter tragen Livreen in Grün, Scharlach und Gold, das Jagdmesser an der Seite, hohe Courvertiefel, Hüte mit Goldschmüren und das Toupet gepudert à catogan. Die Damen prangen in Seide und Atlas, Pelz und Sammet, der à la Camargo geschürzte Rock läßt die betrockelten hohen Leberstieleiten oder Gamaschen sehen, das Corset ist von lebhaften Farben, das fest aufgestülpte Hütchen mit dem Gefieder irgend eines Raubvogels garnirt. Das Ganze sieht sich wie die Eröffnungsscene eines reich ausgestatteten Ballets an.

Da kommt das kaiserliche Paar nebst Gefolge die Stufen der Terrasse herab, und die Kaiserin nimmt mit der vornehmsten Dame unter ihren Gästen in ihrem zierlichen Ponies-Gespann Platz. Der Kaiser kutschirt entweder in einem Phaeton allein oder läßt einige Begünstigte zu sich in einen char-à-banc. Und nun mit Peitschenknall und Schellengeläut in eine der zahlreichen schönen Waldalleen, zum Rendezvous.

Man denke sich einen großen kreisrunden Platz inmitten uralter Buchen und Eichen, in den zehn bis zwölf Meilen mit weiter Perspective strahlensformig ausmünden. Darüber ein mattgrauer Himmel, den zuweilen ein goldiger Sonnenblick streift. Auf dem mit Herbstlaub überstreuten Rasen der Tröge der Jäger, Pferde und Hunde. Da stehen in schimmernden Livreen die Treiber, die Piqueurs mit den großen gewundenen Hörnern über der Schulter, die Hundeschnellen, kleine Bursche in Kniestrümpfen und Schnallenschuhen, Jeder seine Koppel von acht Hundebester englischer Race an der straffen Leine haltend. Hier eine Gruppe von Cavalieren, die Einen in gold- und silbergesticktem, grünem Jagdrock, scharlachrother Sammetweste, hochgestieft und bespornt, den dreieckigen à la Louis Kinzwe auf dem Kopf, die unvermeidlichen Hirschfänger in versilberter Scheide um die Hüfte geschnallt; Andere im englischen „Jagdschwalbenschwanz“, scharlachrother Frack mit spitzen Schößen, weiße Beinkleider und Stulpenstiefel. Dort Offiziere der Carabiniers und cent-gardes. Dazwischen einige Amazonen des Bois-de-Boulogne im Reittleid, mit spitzenbesetzter Halsbinde und foketttem Dreimaßler. Zahlreiche Grooms führen die ungeduldig schnaubenden Reitsperde für die erwarteten allerhöchsten und hohen Herrschaften auf und nieder. Weiterhin im Halbkreis einige Dukend Equipagen voll elegant gekleideter Damen aus den benachbarten Schloßern. Außerhalb der Wagenlinie aber steht die Schaar der Dörfler. Zwar werden sie von Gensdarmen zu Roß und zu Fuß in respectvoller Entfernung gehalten, im Ganzen jedoch bedeutend leutseliger behandelt, als unter dem alten Regime. So stellte noch Ludwig XVI. Jeden „dieser Dummköpfe“, den er im Forste traf, zur Rede, indem er ihn nach Hause gehen und arbeiten ließ.

Freilich fehlen auch sie nicht, die bekannten Unbekannten in der einfach bürgerlichen schwarzen Kleidung, mit dem rothen Bändchen im obersten Knopfloch, welche schweigend, aber mit einer gewissen Raffinesse in dieser glänzenden Welt, dieser Schaustellung von Schönheit, Reichtum und mobiler Eleganz sich bewegen, und denen Jedermann, der Cavalier wie der Gensdarm, Platz macht: die Agenten der Geheimen Polizei, welche über die persönliche Sicherheit des Kaisers zu wachen haben. So lange der Hof in Compiègne ist, sind sie in Compiègne überall. Sie haben eine besondere Freude an der Eisenbahn und ein lebhaftes Interesse für Architektur, wenigstens kann man sie bei Ankunft jedes Zuges am Bahnhof und schon des Morgens auf dem Schloßplatz Gabriel's Schöpfung bewundernd sehen. Später begegnet man ihnen in den Waldalleen; wenn Jagd ist, bei dem Rendezvous der hohen Gesellschaft, wie beim „Schluß-Tableau“ und Mittags speisen sie an der table d'hôte des Hôtel de la Cloche, als die aufmerksamsten Zuhörer jedes Lischgesprächs.

Doch horch! Peitschenknall und Schellengeläut. Die Gensdarmen öffnen eine Gasse: Laub wirbelt auf, und die kaiserlichen voitures de chasse, Vorreiter im vollen Galopp an der Spitze und berittene Cavaliere zu beiden Seiten der Wagen des Kaisers und der Kaiserin, brausen aus einer der Seitenalleen heran. Auf

dem Plaze halten die Wagen. Damen und Herren steigen aus und wechseln Grüße und Complimente. Der Kaiser plaudert in galanter Weise mit der Begleiterin seiner Gemahlin, die Kaiserin richtet gnädige Worte nach allen Seiten hin. Um die Amazonen, die eben aufzukeilen im Begriff sind, drängt sich ein dichter Kreis von Herren.

Aber wir wenden den Blick wieder zum Kaiser zurück, der jetzt seinen Paletot bis oben zugeknöpft, momentan müßig neben der Carosse der Kaiserin steht und aus seiner Cigarette blaue Ringe bläst. Die allgemeine Aufmerksamkeit ist auf ihn gerichtet, man verfolgt jede seiner Bewegungen, er aber, gar wohl gewahrend, daß einige Bevorzugte an ihn heran laviren, thut als bemerke er es nicht, dreht sich um und zündet eine frische Cigarette an, ohne an irgend Jemand ein Wort zu richten.

Plötzlich entsteht eine Bewegung, die Menge schwanzt zurück, die Schönen in den Wagen biegen neugierig die Köpfe vor, von fern ertönt das débuché-Signal, d. h. daß der Hirsch aufgetrieben sei, und nun stürmen die losgelassenen Hunde in den Wald, dicht hinter der Meute her galoppiren die Reiter, und diesen folgen in langer fliegender Zeile die Wagen. Der Etikette gemäß darf man weder die Hofwagen noch die Cavaliere in kaiserlicher Jagduniform, die sogenannten boutons, überholen. Letzteren Namen haben diese Herren von den Knöpfen, welche sie zu ihrer grün-gold-rothen Uniform vom Oberjägermeister erhalten, eine mit gewissen Privilegien verbundene Auszeichnung.

Nach der alten Etikette für die königlichen Jagden durfte Niemand in den Bereich zwischen König und Wild kommen. „Auf der ersten Hofjagd, der ich beiwohnte, erzählt Chateaubriand, ritt ich ein Pferd aus dem königlichen Marstall. Beim débuché ging es mit mir durch und hielt erst vor dem eben abgefangenen Wild, grade als der König auf die Scene trat. Ich warf mich rasch vom Pferd und harrete, ehrfurchtsvoll den Hut in der Hand, des Unwetters, das ob solches, freilich unbeabsichtigten Frevels über mich hereinbrechen würde. Anstatt dessen brach der König in lautes Lachen aus und rief mir in bester Laune zu: „Das hat nicht lange gedauert.“ Dies waren die einzigen Worte, bemerkt Chateaubriand, die ich von Ludwig XVI. gehört habe.“

So oft Hirsch und Meute in Sicht kommen, blasen die Hörner, aber im Eifer des Verfolgens ist längst alle Ordnung gebrochen. Der grüne Grund bietet die mannichfaltigsten Scenen. Hier auf abgelegener Halbe stehen Relaispferde für die besonders feurigen Sportsmen. Dort, den von Haidekraut überwucherten Hügelhang herab, führt ein Waldhüter eine Koppel schnüfflender Hunde. Zwischen sonnengoldgeleuchten Büschen taucht eine jugendliche Reiterin auf, die Wangen glühend, den reißenden Mund halb geöffnet, das braune Haar, das vom Band sich löste, flatternd im Winde, — taucht auf und verschwindet wie eine holde Erscheinung. Anderswo wieder hat ein Trupp Offiziere um einen Markstein Posto gefaßt; sie sind vom Pferde gestiegen, weil sie die Meute aus dem Gesicht verloren und debattiren nun über die Richtung. Plötzlich schwingen sie sich wie auf Commando auf und stürmen davon. Denn dort über den Waldweg setzt der gejagte Hirsch, den Kopf zurückgeworfen, in angstvollen Sprüngen vor der fliehenden Meute her. Nur noch wenige von den Jägern, auf schaumbedeckten Pferden, folgen ihm. Schon schlagen die Hofwagen die Richtung nach dem Schlosse ein, denn es ist Zeit, an die Toilette für das Diner zu denken. Jetzt lassen die Hörner das bat l'eau erschallen, um kund zu thun, daß der Hirsch ins Wasser ging. Bald darauf unterrichtet uns der erste Theil des hallali, daß der Hirsch sich gestellt hat; ein weithin hallender Flintenschuß und der zweite Theil des hallali endlich verkünden, daß man dem Hirsch den Fang gegeben, und Alles vorüber ist. Nur einer oder zwei der vornehmen Herren sind bei dem hallali zugegen, die übrigen hören nur die Hornsignale, denen andere mit dem retraite antworten.

Die kaiserliche Jagd steht unter Oberleitung des Fürsten de la Moskowa, den sein Neffe, Baron Lambert, dabei unterstützt. Letzterer gehört zu den lustigsten und witzigsten Männern am kaiserlichen Hofe. Niemand versteht besser, als er, einen Ball zu improvisiren, Charaden aufzuführen und lebende Bilder zu stellen. Er componirt allerliebste Couplets, ist ein fertiger Clavierpieler, tanzt noch wie ein Zwanzigjähriger, ist der Letzte im Ballsaal und verweilt dann noch Stunden lang im Rauchzimmer des Schlosses, ehe er zu Bett geht. Trotzdem ist er mit Sonnenaufgang schon wieder im Forste, inspicirt die valets des chiens und wählt das Wild für die heutige Jagd.

Die Plätze der Gäste beim Diner werden von der Kaiserin selbst bestimmt. Die beiden mittleren der Tafel nehmen Kaiser und Kaiserin ein; die Ehrenplätze sind gewöhnlich Abend für Abend anderen Gästen zugewiesen, nur will man bemerkt haben, daß Fürst und Fürstin Metternich während ihres Aufenthalts in Compiegne hierin entschieden bevorzugt werden.

Die Zahl der Gäste an der kaiserlichen Mittagstafel schwankt. Da kein Platz leer bleiben darf, muß Jeder, der am Erscheinen verhindert ist, dem Generaladjutanten des Schlosses vorher davon Anzeige machen.

Treten wir in den alterthümlichen, glänzend erleuchteten Saal. Vergoldete Säulen tragen die hochgewölbte, mit Gold und Fresken verschwenderisch geschmückte Decke. Eine vierfache Reihe Kronleuchter und zahlreiche Candelaber zu beiden Seiten gießen eine Flut von



Licht über die Tafel und die hundert Gäste; es spiegelt sich in dem prächtigen Silberservice und funkelt mit allen Regenbogenfarben in den kostbaren Krystallgläsern. Die Silberaufsätze, welche Jagdszenen darstellen, tragen die ausgesuchtesten Blumen und Früchte; kostbaren Porzellanvasen entsteigen breitblättrige Tropenpflanzen von zartem, erfrischendem Duft.

Das Kaiserpaar wird an der Tafel von seinen Leibpagen bedient; hinter den Stühlen der Gäste steht eine doppelte Reihe Lakaien in Gala, frisiert und gepudert; eine Armee anderer Livreebedienten schaffen geräuschlos die delicatesten Schüsseln und erquisiten Weine, premiers crus, herbei; Officiers de la bouche, den Staatsbecken an der Seite, gehen die Tafel auf und nieder, und flüstern ihre Befehle.

Jedes Gericht wird selbstverständlich auf Silber servirt und von silbernen Tellern gespeist, nur für das Dessert kommt Sèvres auf den Tisch. Während der Tafel spielt die Capelle der kaiserlichen Garde die mannichlichsten Weisen, doch so gedämpft, daß sie in keiner Weise die Unterhaltung stört. Diese selbst wird im Flüsterton geführt, kaum lauter, als das Wehen eines Fächers.

zimmer des Schlosses verbringen können. Sie selbst zieht sich in Begleitung der Obersthofmeisterin in den Salon de famille zurück. Zwar hat Jedermann das Recht, ihr zu folgen, doch ist es für diejenigen, welche nicht von höchstem Range sind, schädlicher, noch die specielle Einladung dahin abzuwarten. Eine solche bleibt nicht aus, da im Verlauf des Abends die Kaiserin wiederholt in die Galerie des Cartes zurückkehrt, um auch die dort zurückgebliebenen Gäste noch für eine Zeit in den Salon de famille zu entbieten.

Der Kaiser verläßt für gewöhnlich die Galerie nicht, sondern unterhält sich hier mit seinem Lieblingspiel, einer Art Zimmer-Bocciaispiel. Es handelt sich hierbei darum, tüchlerbezogene Würfelscheiben auf einer ebenfalls mit Tuch bekleideten, fünf bis sechs Ellen langen Mahagonitafel nach einem gewissen Merkzeichen, das von concentrischen Kreisen umzogen ist, zu werfen. Man muß es sehen, mit welcher Sorgfalt der Kaiser seine ersten wenigen Steine auswirft, mit welchem gutmüthigen Humor er über seine Fehler bei dem Spiele scherzt, in dem er übrigens kaum einen Rivalen zu fürchten hat, es sei denn die Herzogin von Mouchy. Während das Staatsoberhaupt in dieser Weise engagirt ist, sitzt die Kaiserin im Salon an einem großen Tisch und plaudert mit den um sie Geschaarten oder lehrt die Damen Patience, Solitaire, Räthsel u. s. w.

Theatralische Aufführungen finden während der Saison regelmäßig ein oder zwei Mal wöchentlich auf der Privatbühne des Schlosses statt. Die Maschinisten und Theaterarbeiter kommen dazu jedes Mal mit dem Frühzuge von Paris, die Schauspieler treffen Nachmittags um drei Uhr ein. Letzteren wird um halb fünf Uhr ein Diner servirt, um halb sieben beginnen sie zur Vorstellung sich anzufleiden.

Das Theater hat ein sehr einfaches Aussehen; es liegt zwischen der Galerie des Cartes und den „Festenzimmern“, die Vorderfronte geht nach dem Park. Die mit Billets zu der Vorstellung geladenen Personen aus der Stadt gelangen durch einen Corridor im linken Schloßflügel in das Theater, wo ihnen von Livreebedienten die betreffenden Plätze angewiesen werden. Schlag acht Uhr ist das Theater gewöhnlich ganz gefüllt, mit Ausnahme der für die Majestäten und deren Gefolge bestimmten Mittellogen. Im Parterre sind Officiere jeden Ranges und jeder Waffe, sowie höhere Ministerialbeamte in voller Uniform. Im ersten und zweiten Rang ein Flor von Damen, Alle in Ball-Toilette, décolletées.

Allmählig füllen sich auch die Mittellogen mit Damen und Herren vom Hofe. Plötzlich bricht die Unterhaltung ab; Alles erhebt sich, und während das Orchester einen Marsch anstimmt, tritt der Kaiser in Begleitung der Kaiserin, hinter ihnen der Prinz und die Prinzessin Murat u. s. w., in seine Loge und nimmt Platz. Der Kaiser ist in voller Abendtoilette, schwarzen Kniehosen und Strümpfen, den Großcordon der Ehrenlegion über der Brust. Natürlich richten sich Aller Blicke auf ihn. Er aber sitzt, auf die Armlehnen seines Stuhls sich stützend, den Kopf vorwärts nach der linken Seite gebeugt. Kaum zwei Mal während der Vorstellung spricht er mit der Kaiserin.

Diese, zu seiner Linken, sitzt ferzengerade in ihrem vergoldeten Armstuhl, dank einem Kissen, das ihre Hofdame zwischen Rücken und Lehne geschoben. Sie schaut ziemlich gleichgiltig drein — wie leicht gefällt ihr das Stück nicht — und einige Male verursacht sie ein ziemlich störendes Geräusch, indem sie plötzlich ihren Fächer öffnet und wieder schließt. Sie ist übrigens sehr einfach gekleidet, Robe mit Tunica von dunkelgrüner Seide, décolletirt, im Haar trägt sie auf der linken Seite eine mit Diamanten besetzte Agrette.

Hinter den Stühlen des kaiserlichen Paares stehen während der ganzen Vorstellung zwei Kammerherren, um jeden Augenblick Befehle entgegennehmen zu können. Nach jedem Act verlassen die Majestäten die Loge. Bei ihrem Wiedereintreten spielt das Orchester abermals einen Marsch. Das Publikum erhebt sich stets, mögen die Majestäten gehen oder kommen.

Nach Schluß des letzten Actes, während noch der Vorhang fällt, beginnen der Kaiser und die Kaiserin zu applaudiren; selbstverständlich folgen dann Alle ihrem Beispiel. Im Laufe der Vorstellung aber äußert Niemand eine Beifallsbezeugung. Von Zeit zu Zeit werden von den kaiserlichen Lakaien Erfrischungen umhergereicht.

Nach der Vorstellung begibt sich der dienstthuende Kammerherr, natürlich stets auf besonderen Befehl des Kaisers, in das Conversationszimmer der Schauspieler und hält folgende feierliche Ansprache an sie: „Der Kaiser dankt dem Director und den Mitgliefern und läßt dem Autor seine Befriedigung aussprechen.“ Außer der beträchtlichen Summe, die der Director für Verwendung seines Personals, für Transport und Aufstellung des Bühnenapparats u. s. w. erhält, bekommen die Schauspieler auch noch Extra-Gratificationen, jeder Inhaber einer Hauptrolle z. B. 300 Francs, die übrigen geringere Beträge. Einzelne Vorstellungen



Nach aufgehobener Tafel bietet der Kaiser seiner Gemahlin den Arm und begibt sich, begleitet von seinen Gästen, durch den Saal der Garden, der mit Vasen, die Triumphzüge des Alexander geschmückt ist, nach der Galerie des Cartes. Es ist dies ein eleganter Raum, rings mit Gemälden Coppel's, Scenen aus dem Don Quixote, behangen. Hier nimmt man den Caffee. Die Majestäten promeniren unterdessen zwanglos auf und nieder, bald mit dem, bald mit jenem Gaste plaudernd und die Berlegenen durch besondere Huld ermunternd. Hiernach läßt die Kaiserin die Herren wissen, daß sie nach Belieben ein halbes Stündchen im Rauch-

gen, u. a. „Le Bossu“ sollen nicht weniger als 17,000 Francs gekostet haben.

Mitglieder des Theater Français genießen das Vorrecht, nach dem Schlusse der Vorstellung sich in den Salon zu begeben und dem Kaiser wie der Kaiserin ihre Aufwartung zu machen — gewöhnlich bewillkommen letztere dann jeden Einzelnen der Reihe nach. Ehe die Schauspieler den Palast verlassen, um mittels Extrazuges nach Paris zurückzufahren, werden sie zu einem Souper geladen, welches halb ein Uhr im Speisesaal der diensthutenden Officiere servirt wird; der Director hat bei demselben die Gesundheit des Kaisers auszubringen, und sitzt unmittelbar dem präsidirenden Kammerherrn gegenüber. Es geht an dieser Tafel gewöhnlich sehr munter her, und einzelne Gäste des Hofes, namentlich Schriftsteller und Künstler, versehen nie dabei zugegen zu sein.

Findet kein Theater im Schlosse statt, so wird getanzt oder muscirt, oder man stellt auf dem kleinen Liebhabertheater der Kaiserin lebende Bilder und gibt Charaden auf. Auf dieser Miniaturbühne spielte während einer der letzten Saisons die Kaiserin in höchst feiner Person die Hauptrolle eines speciell für sie von Octave Feuillet geschriebenen Stückes, und hier wurde auch das Lustspiel des jungen Marquis de Massa, „die Commentare Cäsar's“ gegeben, worin die Fürstin Metternich mit der Rolle eines Pariser Kutschers so glänzenden Erfolg errang. Am Namensstage der Kaiserin wird dort gewöhnlich eine Charade aufgeführt. Nach dem letzten Tableau begeben sich die sämtlichen Darsteller die Stufen hinunter, welche von der Bühne in den Zuhörerraum führen, und überreichen Ihrer Majestät Sträuße der schönsten und seltensten Blumen. Und dies ist das Zeichen für alle übrigen Gäste, von ihren Plätzen sich zu erheben und über die Galerie des Cartes, durch den Saal der Garden und den Corridor de Midi auf die Bühne sich zu begeben, um der Reihe nach der Gefeierten ebenfalls Bouquets zu überreichen. Die Kaiserin küßt bei Entgegennahme dieser Blumenspenden jungen Mädchen die Stirn, gibt den Damen die Hand und dankt den Herren mit einer graziösen Verbeugung. Bald wächst vor Ihrer Majestät ein ganzer Blumenberg empor, so daß man ihr zuletzt durch das bunte, duftende Wirrsaal förmlich einen Weg bahnen muß. Alle diese Sträuße sind von den seltensten Blumen und viele von riesiger Größe. So wurde von einem hochgestellten Carabiniersofficier während der letzten Saison ein Strauß präparirt, der von zwei Männern nach dem Schloß getragen werden mußte.

Bei feierlichen Gelegenheiten, wenn ein Souverain oder Prinz von Geblüt bei dem Kaiser zu Gast ist, werden große Välle in der Galerie des Fêtes gehalten, die petits bals finden in irgend einem der Salons unter Leitung eines deutschen Musikers Namens Waldeuffel statt. Die gewöhnlichen Tänze sind Quadrillen, Walzer und Cotillons, obwohl letztere viel von ihrer Originalität eingebüßt haben, seit der Cotillonführer par excellence, Marquis de Caux, in Folge seiner Vermählung mit Adeline Patti nicht mehr bei Hofe erscheint. Der Kaiser schwärmt für die Boulongère, deren Touren er mit großem Vergnügen zu leiten pflegt. Auch für die verschiedenen Nationaltänze, mit denen seine ausländischen Gäste die Gesellschaft unterhalten, hat er ein lebhaftes Interesse. In der letzten Saison improvisirten eines Abends acht der gefeiertsten Schönen, darunter die Fürstin Metternich, die Gräfin von Pourtales und das reizende Fräulein von Gravière, einen wilden, fast an Raserei grenzenden Tanz, von ihnen „Tobentanz“ genannt, ein Gemisch von indianischem Kriegstanz, schottischem „Kling“, irischem „jig“ und der „bourrée“ der Auvergne.

Der kaiserliche Prinz wagt ein oder zwei Mal mit seiner Cousine, der Tochter des Herzogs von Alba, zieht sich aber mit militärischer Pünktlichkeit mit dem Glockenschlag Neun zurück. Der Kaiser verfügt sich ungefähr um elf Uhr in sein Cabinet und soll dort noch arbeiten, wenn der letzte seiner Gäste sich schon im Schlafe wiegt. Vor Mitternacht erhebt sich auch die Kaiserin von ihrem Eise, spricht auf dem Weg zur Thür noch mit Diesem oder Jenem ein paar Worte, dreht sich dann an der Schwelle nochmals um und neigt sich gegen die Gesellschaft, welche mit tiefer Verbeugung den Abschiedsgruß erwidert. Damit zieht sie sich, von der diensthutenden Ehrenbabe begleitet, zur Nachtruhe zurück.

Am Morgen der Abreise versammeln sich die Gäste nach dem Dejeuner in dem Salon, um von den Majestäten in pflichtschuldigster Ehrfurcht sich zu verabschieden. Dann erhält Jeder noch einige huldvolle Worte aus allerhöchstem Munde; die Hofwagen fahren im „Cour d'Honneur“ vor, die Gäste nehmen Platz, die Peitschen knallen, die Räder rasseln, und wenige Minuten später geht der Pfiff der Locomotive — die schönen Tage von Compiègne sind für diese Serie vorüber; in einer Stunde sind wir wieder in Paris.

[2460]

Zur Zahn- und Mundpflege.

Von Dr. med. Hollaender.

IV.

Das alte englische Sprichwort „Prevention is better than cure“, Verhüten ist besser, als Curiren, hat wohl auf keinem Gebiete der Medicin größere Berechtigung, als auf dem der Zahnkrankheiten.

Es ist erstaunlich, was Pflege des Mundes und Sorgfalt in Bezug auf Reinigung der Zähne zur Erhaltung dieser so wichtigen Organe beitragen kann, aber noch mehr zum Verwundern, wie prevalent gerade in Bezug auf Zahn und Mund von Laien sowohl, wie auch von tüchtigen Aerzten gesündigt wird.

Wenn der Arzt täglich ganz genau die Diät seines Patienten regulirt, vielleicht sehr überlegt die Bereitung dieser oder jener Speisen vorschreibt oder mit ernsthaften Bedenken erwägt, ob er Rind- oder Kalbfleischbrühe verordnen soll, so sieht er leider nur zu häufig gar nicht in den Mund hinein und versäumt es, die verordneten Zähne zu betrachten, deren Absonderungen, gemengt mit dem Speichel und den Speisen, in den ohnehin geschwächten Magen gelangen müssen.

Der Caries vorzubeugen, fällt zunächst dem Hausarzte anheim, und zwar schon in der frühesten Entwicklungsperiode. Nicht ohne Grund verordnet daher der Arzt solchen Müttern, deren Zähne schadhast sind, häufig ein wenig phosphorsauren Kalk, aus dem ja die Zähne zumeist bestehen. Eine Amme, deren Zähne nicht gesund sind, deren Gebiß nicht regelmäßig gebaut ist, deren Zahnfleisch nicht rosenfarbig und fest ist, sollte niemals gewählt werden.

Hat man auf diese Weise dafür gesorgt, daß den Zähnen zu ihrer Bildung und Entwicklung ein kräftiges Material zugeführt wird, und sind dann die Zähne beim Kinde zum Durchbruch gekommen, so muß man auf die Stellung derselben Rücksicht nehmen.

Wir wissen, daß, abgesehen von manchen inneren Structurverhältnissen, gewisse Eigentümlichkeiten der Stellung die Entwicklung der Caries hindern. So sind die weit von einander stehenden Zähne der Caries weniger ausgesetzt, offenbar weil die

sowohl im Munde sich erzeugenden, als die von außen eingeführten Schädlichkeiten sich nicht in den Zwischenräumen der Zähne localisiren können.

Diese schon längst bekannte Thatsache hat einige Specialärzte dahin geführt, daß sie zur Verbreiterung des Raumes zwischen den Zähnen, je einen oder zwei derselben, meist die ersten bleibenden Mahlzähne, aus dem Oberkiefer sowohl, wie aus dem Unterkiefer entfernt haben.

Ohne daß wir ein solches Opfer gerade selber empfehlen mögen, so ist die Entfernung eines Mahlzahnes doch in gewissen dringlichen Fällen berechtigt, z. B. wenn die Kiefer für die sämtlichen 16 bleibenden Zähne entschieden zu klein sind, vorzugsweise dann, wenn der erste Mahlzahn bereits schadhast, ja vielleicht ganz unbrauchbar geworden ist.

Einige die Zähne selbst angreifende Mittel können allerdings auch angewendet werden, z. B. die Isolirung zweier Zähne, von denen der eine an der Seitenfläche bereits caris ist, durch Ausfeilen, damit nicht auch der benachbarte Zahn davon angegriffen werde. Ferner Beseitigung gewisser Erhabenheiten oder Vorsprünge u. s. w.

Aber niemals wäre es zu verantworten, gesunde, doch dicht neben einander stehende Zähne deshalb von einander zu feilen. Der gesunde Schmelz der Zähne und die tägliche, nach jeder Mahlzeit wiederholte Reinigung des Mundes und der Zähne ist in solchen Fällen das beste Vorbeugungsmittel.

Wie man aber die Zähne reinigen müsse, das ist keine so triviale Frage, als es den Anschein hat. Denn in der richtigen Befolgung der Anweisungen, welche als Antwort darauf ertheilt werden müssen, liegt das ganze Geheimniß der eigenen Pflege des Mundes und des Gesundbleibens der Zähne.

Vor Allem hat man die Zwischenräume der Zähne auf das sorgsamste zu reinigen und nicht bloß die breiten Vorderflächen. Wer seine Zähne gut beim Essen benützt, wer vom Brode auch die harte Rinde beißt und kaut, an dessen Zähnen werden die Vorderflächen schon dadurch hinlänglich gereinigt. Man bedient sich der Bürste nicht in horizontaler Richtung, von links nach rechts und von rechts nach links, sondern bei der unteren Zahnreihe von unten nach oben, bei der oberen von oben nach unten, in der Richtung des Wuchses der Zähne selber.

Auf diese Weise reinigt man nicht allein die Zwischenräume von etwa anhaftenden Speiseresten, sondern man entfernt auch jenen so häufig dem Zahnfleischrande anklebenden Schleim und übt einen gewissen Reiz auf das Zahnfleisch, wodurch der Blutumlauf in demselben lebhafter wird. Das Zahnfleisch behält so sein natürlich schönes, rosafarbenes Ansehen. Auch genügt nicht nur das Putzen der Außenfläche der Zähne allein, sondern sowohl die Innenfläche, als auch die Kauflächen der Backen- und Mahlzähne müssen in gleicher Weise behandelt werden.

Hat man sich daran gewöhnt, längere Zeit seine Zähne derartig zu pflegen, so wird man auch Zahnschmerz zu vermeiden und seinen Tischnachbarn den unschönen Anblick der Benutzung solcher erparter können. In England, wo in gebildeten Kreisen die Pflege der Haut und der Zähne so hochgeschätzt wird, gibt es an der Tafel keine Zahnschmerz; man überläßt diese Sitte, vielmehr Unsitte, gern den Deutschen und Franzosen.

Wir wollen damit nicht sagen, daß Zahnschmerz ganz abzuschaffen seien, aber so viel ist sicher, daß bei richtiger Pflege der Zähne dieselben entbehrlieh sind.

Ferner ist es wichtig, die Zähne wenigstens nach jeder Mahlzeit zu reinigen und zu gleicher Zeit den Mund ordentlich auszuspielen. Das Warum wird wohl aus dem oben Gesagten leicht erklärlich sein.

Auch die Wahl der Bürste ist von Wichtigkeit. Eine zu harte greift mit der Zeit den Schmelz an, derselbe wird abgeschabt, und das Zahnbein allen Temperatureinflüssen ausgesetzt. Die allzuweiche dagegen nimmt weder den Schleim vom Zahnfleischrande fort, noch entfernt sie die Speisereste aus den Zwischenräumen. Bestimmte Vorschriften für die Wahl lassen sich freilich nicht geben, man kann nur im Allgemeinen vor beiden Extremen warnen.

Außer diesen auf die Zähne selbst bezüglichen Maßregeln sind verschiedene andere noch wichtigere Vorschriften zu beachten, welche auf Mundpflege überhaupt sich beziehen. Sie bezwecken, daß man die im Speichel oder in der Mundflüssigkeit selber befindlichen schädlichen Agentien entweder vom Zahne fernhält, d. h. sie verhindert, sich an denselben festzusetzen, oder daß man auf chemischem Wege ihre schädliche Wirkung abschwächt, womöglich vernichtet (neutralisirt).

Einige Beispiele werden dies klarer machen. Stellen wir uns einen Patienten vor, der an einer acuten (hitzigen) fieberhaften Krankheit, z. B. Lungenentzündung, Nervenfieber, Scharlach etc. leidet. Bei diesen Krankheiten findet fast immer eine vollständige Unterdrückung der Speichelsabsonderung statt, und ein flebriger Schleim setzt sich an den Zähnen fest. Versäumt man nun, wie dies leider beinahe stets der Fall, Mund und Zähne des Patienten zu reinigen und jenen Schleim zu entfernen, so zeigen sich die Zähne beim Nachlassen der Krankheit mit kleinen, punktförmigen oder streifenförmigen carisösen Stellen bedeckt, von denen aus die Zerstörung schnell weiter in die Tiefe der Zahnsubstanz dringt.

Während solcher acuten Krankheitszustände ist es heilsam, ein alkalisches Mundwasser gebrauchen zu lassen, das jeder Arzt leicht verschreiben kann, und wofür wir um so weniger ein Rezept hier geben wollen, als es ja nicht unsere Absicht ist, den Arzt entbehrlich zu machen, sondern vielmehr nur allgemeine, dem großen Publikum verständliche Principien zu eröffnen oder von Neuem in Erinnerung zu bringen.

Ebenso wird auch, wenn entweder örtliche Affectionen des Mundes oder allgemeine Körperliche Leiden, Verdauungsstörungen, Dyspepsien etc., Veränderungen des Speichels bewirken, nur eine sorgfältige und peinliche Reinhaltung des Mundes die schädlichen Substanzen von den Zähnen fernhalten.

Am besten bedient man sich zur Reinigung der Zähne pulverförmiger Substanzen. Dieselben müssen aus pflanzlichen Stoffen bestehen, wie z. B. aus fein pulverisirter Kalmuswurzel, Chinarrinde etc. und stets mit einer alkalischen Substanz, wie Schleimkreide, gebrannter oder kohlensaurer Magnesia, um die etwaigen Säuren des Mundes zu neutralisiren, vermengt sein. In der Regel parfümirt man derartige Pulver mit verschiedenen ätherischen Oelen, das Pfefferminzöl ist wohl das gebräuchlichste. Ein Pulver ist namentlich in solchen Fällen das beste Zahneinigungsmittel, wo sich viel Schleim in der Nähe des Zahnfleischrandes ansammelt.

Will man jedoch bei sonst gesundem Zahnfleisch und gesunder Mundschleimhaut irgend ein Mundwasser anwenden, so benutze man einfache, weingetränkte Tincturen verschiedener theils zusammenziehender, theils stärfender Substanzen, wie Myrrhen, Chinarrinde, Ratannha-Tinctur etc. — Mittel, die man sich am billigsten aus jeder Apotheke schafft.

Und hier sei noch vor jenen Geheimnissen, Mundwässern und Zahnpasten gewarnt, welche in den Droguen, Parfümerieböden und Friseurjalous unter dem Namen eines berühmten Arztes feilgeboten werden. Wir wollen nur zum allgemeinen Gebrauch jene

oben erwähnten einfachen, nicht zusammengefügten Tincturen empfehlen, es natürlich jedem behandelnden Arzte anheimgebend, für einen bestimmten Fall eine besondere Zusammensetzung verschiedener Substanzen zu verschreiben.

Wo man nur einer alkalischen Substanz bedarf, rathen wir stets, des bessern Geschmacks wegen, Mundspülungen von natürlichem oder künstlichem Bichy-Wasser an. Zu letzterem lasse man dann noch eine kleine Quantität von doppelt kohlensaurem Natron hinzusetzen.

Von den übrigen Substanzen, wie Kohlenpulver und Bimstein etc., die auch mitunter als Zahnpulver benützt werden, haben wir deshalb nicht geredet, weil sie wohl jetzt kaum noch von einem gebildeten, d. h. sorgsamem Zahnarzt verordnet werden. Die Kohle nämlich, deren feine Partikelchen sich so fest ins Zahnfleisch setzen, daß sie nie mehr daraus entfernt werden können, wirkt ebenso wie der Bimstein mechanisch höchst schädlich auf die Zähne selber. Beide Substanzen reiben den Schmelz, der den Zahn bedeckt, ab und legen das eigentliche Zahnbein bloß, das durchaus nicht im Stande ist, sauren Mundflüssen, Temperatureinflüssen etc. zu widerstehen. Etwas Anderes ist es, wenn der Zahnarzt ein oder das andere Mal Bimsteinpulver selber anwendet, um stark vernachlässigte Zähne oder solche, die mit einem grünen Niederlage bedeckt sind, zu reinigen. Es ist dies immer noch besser, als der Gebrauch jener scharfen, concentrirten Säuren, die so angelegentlich zu obigem Zwecke von Aemtern aus empfohlen sind. Freilich geht mit der Säure die Reinigung schneller vor sich — aber die Zähne werden dadurch auch entsprechend schneller ruiniert.

[2455]

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben berühmter Prestidigitateurs.

(Schluß.)

Es konnte nicht fehlen, daß die Marabouts (Geistliche) Houbin's Künsten mit scheelem Auge zusahen. Ein solcher Fanatiker holte seine eigenen Pistolen hervor und verlangte, Houbin sollte auf sich schießen lassen. Witten in der Wüste war Houbin auf dieses Kunststück nicht vorbereitet; er faßte sich aber schnell und sagte: Du begreifst doch, daß ich nur durch einen Talisman mich schützen kann; nun habe ich den Talisman in Alger vergessen. Doch will ich mich auf andere Weise fest machen, nämlich durch langes Gebet. Komme morgen früh mit Deinen Pistolen, und ich werde Dir erlauben, auf mich zu schießen.

Eine große Menge von Arabern hatte sich im Hofe der Wohnung eines Scheichs versammelt, um dem Schauspiel beizuwohnen. Die Pistolen wurden geladen, der Marabout schoß ab, und aus dem Dampf trat Houbin hervor und hielt die Kugel zwischen den Zähnen. Hierauf ergriff er die zweite Pistole und sagte verächtlich: Du hast mich nicht einmal tögen können, wenn ich aber schieße, so bluten auch die Mauern. Hiermit schoß er die Pistole gegen eine weiße Wand, an der sogleich ein rother Blutstreck sichtbar wurde. — Der Marabout steckte den Finger in die tröpfelnde Flüssigkeit, schmeckte und rief ganz versteinert aus: Blut — es ist wirklich warmes Blut! —

Mit diesem Knalleffect beschloß Houbin den Cyclus seiner civilisatorischen Darstellungen und reiste nach Frankreich zurück.

Es bleibt uns übrig zu erklären, wie er mitten in der Wüste, von allen Hilfsmitteln entfernt, es wagen konnte, ein so lebensgefährliches Kunststück zu produciren. Houbin hatte eine Kugelform und einige Stümpfen Stearinferzen. Das war Alles! Er ließ Stearin schmelzen und schwärzte ihn einfach durch Ruß, den er sich bereitete, indem er ein Messer über ein brennendes Licht hielt. Das flüssige Stearin erhielt dadurch tönend eine Bleifarbe. Nun bildete er zwei hohle Stearinfiguren, indem er ein kleines Loch in die zuerst erhärtete äußere Schicht machte und das flüssige Stearin herausfließen ließ. Die erste Kugel blieb leer, die zweite füllte er mit Blut, das er aus seinem Daumen nahm. (Ein Irlander hatte ihm ein schmerzloses Verfahren gezeigt, um eine Art Ueberlaß vorzunehmen.) Diese beiden falschen Kugeln beim Laden den achten Bleifugeln unterzuschoben und die letzten zu escamotiren, war für einen Prestidigitateur wie Houbin nur eine Kleinigkeit.

Eine noch unerklärte Production.

Das zweite Gesicht. Ein Knabe, der Sohn Houbin's, saß mit verbundenen Augen auf der Scene. Der Künstler ging im Saal umher, zeigte auf Gegenstände und sagte in stereotyper Weise: Was halte ich in der Hand? Auf der Stelle, und ohne zu zögern, beschrieb der Knabe den Gegenstand aufs genaueste. Lange Zeit glaubte man, daß in der Stellung oder im Accent der Frage die Lösung des Räthfels zu suchen sei; aber Houbin fragte jetzt gar nicht, sondern zeigte nur durch eine Klingel an, wenn er einen neuen Gegenstand berührte. Auch die Klingel wurde beseitigt, und der Knabe beschrieb, ganz wie früher, bei tiefstem Schweigen alle berührten Dinge.

Houbin gibt nicht die Erklärung, aber eine Andeutung. Er erzählt, daß er sich mit seinem Sohn längere Zeit eingeblüt hätte, in einem Augenblick eine möglichst lange Reihe von Einbrüden und Begriffsvorstellungen zu gewinnen. So gingen sie z. B. bei einem Magazin mit Kinderspielzeug vorbei und warfen nur einen Blick hinein. In der nächsten Straße zogen sie beide eine Schreibtafel hervor und schrieben ihre gewonnenen Vorstellungen auf. Houbin konnte es nur bis zur Zahl dreißig bringen, sein Sohn aber konnte vierzig Gegenstände, in einem Moment erfaßt, genau beschreiben, nach Form, Farbe und Größe. Auf ähnlicher Geistesbesessung, zu gleicher Zeit verschiedene Gedankenreihen zu verfolgen, beruht es, wenn der Rechenkünstler Mangionale nur einen Blick auf eine gestrichelte Decke wirft und sagt: hier sind 2331 Maschinen fertig; wenn König Dal einen Baum betrachtet und sofort die Zahl seiner Blätter bestimmt. Es ist möglich, daß einige Personen von Natur mehr dazu befähigt sind, doch ist es ausgemacht, daß Uebung hier die Hauptrolle bildet.

Houbin übte diesen Scharfblick bei seinem Sohn aus, indem er ihm Dominosteine hinhielt und die Augen rasch abirren ließ. Nach wenigen Wochen schon war der Knabe im Stande, die Addition von zwölf Steinen in einem Nu zu machen.

Es bleibt uns zuletzt nur noch übrig, einige versprochene Erklärungen zu geben.

Del und Quecksilber haben die Eigenschaft, wenn man sie gegen eine Fläche schleudert, in strahliger Weise auseinander zu fahren. Herrmann hatte sich zur scheinbaren Verträmmung des kaiserlichen Wandspiegels auch des Dels bedient, das er dann mit der Decke abwischte, die er unter einem Vorwand über den Spiegel hatte ausbreiten lassen. — Indem er beim Wurf zugleich heimlich Glas zertrat, so war die Täuschung außerordentlich.

Pinetti hatte immer ein Heer von Helfershelfern. Seine Zaubereien beruhten auf Compörage und Betöschung. Es hatte ihm hundert Goldstücke gekostet, um den Leibkammerdiener von Kaiser Paul zu befehlen, daß er am Morgen schon die abgeriffene Ecke einer Karte in das Uhrgehäuse Paul's verbarg. — Es bekam Weiden schlecht. Pinetti mußte flüchten, und der Kammerdiener wurde mit Schimpf und Schande fortgeschickt. Pinetti's Wit mit dem Ver-

schwinden aus allen Thoren zu gleicher Zeit beruht ganz einfach auf der geschickten Nachahmung seines Passes. Er schickte dann um zwölf aus allen Thoren Helfershelfer in Reiseequipagen, die sich durch ihre Pässe als Pinetti documentirten. Er selbst fuhr durch das ausländische Thor. — Drückt man stark eine Münze in die hohle Hand und nimmt die Münze fort, läßt aber die Hand schließen, so bleibt der Eindruck. Auf diese Weise täuschte Pinetti die armen Postillons.

[2422]

Die Launen der Mode.

Die Zeit der Reformation und der Herrschaft des Hofes zu Madrid. 1500—1600.

Von Dr. Anthieny.

Was wir bisher kennen gelernt haben, war die Tracht, wie sie bis um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts vorzüglich in Deutschland Geltung hatte. Von da an tritt aber eine vollständige Umwandlung ein, indem die spanische Mode durchaus die herrschende wurde. Denn in Spanien war unter der strengen Herrschaft Karls V. viel früher schon die Reaction gegen das Streben nach Freiheit auf politischem wie modischem Gebiete eingetreten. Es hatte sich hier schon um 1530 eine neue Tracht entwickelt, deren Charakter Steifheit und Enge war. So liegt das Beinkleid von den Schuhen herauf straff an, eine Mode, die durch die in Aufnahme kommenden Tricots von Seide an Eleganz gewann. Nur über die Oberschenkel bis zum Gürtel ist gewissermaßen eine zweite Hose gezogen, in Gestalt zwei dicker, runder, mit Pferdehaaren ausgestopfter Polster, welche mit farbigen, handbreiten Bändern senkrecht umzogen sind. Das Wamms kann dabei nur bis zur Taille reichen oder sich höchstens mit einem zwei Finger breiten Schoß auf diese Polster legen. Während es nun ringsum straff anliegt, haben die Schultern häufig ähnliche Polster; über Brust und Magen aber erweitert es sich und ist mit Baumwolle oder Pferdehaaren keilförmig nach der Mitte zu ausgestopft. Statt der breiten Entenschnäbel trägt der Spanier den Schuh nur mit einer mäßigen eleganten Spitze; bei höchsten Gala waren die Schuhe von weißer Seide. Da das Wamms den Hals eng umschließt, so bringt hier das Hemde in seiner Krause heraus. Bald aber bildet diese einen selbstständigen Kragen und wächst nun zu ungemeiner Ausdehnung. Mit Hilfe von Stärke und Brenneisen in Ordnung gehalten, umgibt sie den Hals in mehreren übereinander geschichteten Falten und läßt den Kopf wie auf einer Schüssel erscheinen.

In Folge dessen wurde die Kopftracht eine andere. Das Haar wird gänzlich gekürzt, auch der Bart behält nur am Kinn eine längere Spitze, und namentlich wurde der Schnurrbart desto stärker getragen. Auf dies Haupt paßt so wenig das vielgestaltige Barett, wie an den ganzen steifen Mann die Aufschlingung; statt dessen trägt man allgemein den Hut. Er ist steif, mit sehr hohem Kopf und sehr schmaler Krümpe. Die Toilette des noblen Spaniers wird vervollständigt durch das kurze, meist seidene Mäntelchen; von heller Farbe (Zug und Futter verschiedenfarbig), ist es mit Sammet oder edlem Schmuck besetzt und liegt, kaum den Rücken deckend, auf der linken Schulter. Endlich gehört zur Tracht Jedermanns noch der lange Stoßbegen, der nicht gerade herunterhängend, sondern „gestürzt“ getragen wurde, d. h. horizontal nach hinten, mit der Spitze höher, als mit dem Hest.

Die spanischen Damen führten jetzt zuerst einen ganz neuen Toilettegegenstand ein, den Reifrock. Ueber ihn ist das untere Kleid wie eine Glocke faltenlos ausgespannt, wie auch das Leibchen am Oberkörper eng ansetzte. Darüber kam nun wieder meistens ein Oberkleid, welches vorn in ganzer Länge aufgeschritten war. Mit kostbaren Knöpfen von Gold oder Edelsteinen wurde es bis zum Gürtel wieder geschlossen, von da an aber offen gelassen, um das Unterkleid zu zeigen. Beide Gewänder, verschieden an Stoff und Farbe, pflegten unten mit breitem Besatz umzogen zu sein, waren auch oft mit Perlen oder sonstigem Geschmeide über und über besetzt. Das Unterkleid hatte schon Narmel mit Schulterpuffen, das Oberkleid war noch ärmellos oder es hatte weite, offene Hängeärmel von größerer oder geringerer Weite.

Die mächtige Halskrause umschloß auch den Hals der schönen Spanierin. Dadurch wurden die Haare aber nach oben gedrängt, hier in einer Netzhaube gefammelt und mit Nadeln in mannichfachster Weise befestigt. Darauf saß dann ein Hut, von ähnlicher Form wie der Männerhut, aber oft kaum handgroß. In letzterem Punkte kommen uns freilich auch unsere modernen Damenhütchen ziemlich spanisch vor. Zur Vervollständigung der Kopftracht gehört dann nothwendig noch der Schleier, der frei über den Rücken herabwallt. Der Mantel der vornehmen Damen hat damals schon die Form

und Kürze der Mantille; Bürgerfrauen tragen ihn länger, nehmen ihn über den Kopf und halten ihn so vor dem Gesicht zusammen, daß nur die Augen sichtbar bleiben. Seine Farbe war dunkel, meist schwarz.

Die widersinnigste Uebertreibung nahmen die Spanierinnen mit den Schuhen vor. Sie liebten es nämlich, hohe Unterschuhe oder Pantoffeln zu tragen, die von Holz oder von Kork waren. Sie wuchsen bis zu einer Höhe von zwei bis drei Fuß, wenigstens suchten besonders kleine Damen auf diese Weise ihrer Länge eine halbe Elle zuzusetzen; die Höhe eines halben Fußes war ganz gewöhnlich. Und nun denke man sich den Gang auf solchen Stelzschuhen! Die Schöne mußte sich von zwei Dienerinnen oder Knaben führen lassen oder die Hilfe zweier galanten Herren in Anspruch nehmen. Man trug diese Schuhe natürlich nur auf der Straße, und daß man damit nicht tanzte, brauchen wir uns wohl nicht erst versichern zu lassen.

Das war die Tracht, die bald in der ganzen Welt zur Herrschaft kam, wobei aber doch zu bemerken ist, daß einzelne nationale Verschiedenheiten wohl bestehen konnten. So liebten die Italienerinnen den Hals frei zu tragen und ersetzten demgemäß die Halskrause durch einen aus dem Ausschnitt des Kleides hoch nach hinten aufsteigenden glatten Steifragen; auch verschmähten sie den Hut. Sie trugen ihr köstliches Haar sehr verschieden frisiert und fügten nur den Schleier daran. Wunderlich ist nur eine Form des Haares, wenn sie dasselbe nämlich an beiden Seiten des Scheitels zu



Italienische Frauencostüme. Zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts.

zwei stattlichen Lockenhörnern aufbauen. Die Franzosen zeigten sich durchaus als Nachahmer; die Herren trugen die Beinkleidspolster möglichst stark, den Stoßbegen möglichst lang, die Damen gaben dem Reifrock die größte Weite. Gegen Ende des Jahrhunderts nahmen sie von den Italienern eine neue Sitte an, nämlich die des Maskentragens. Das war auch die Zeit, wo ihr König Heinrich IV. die Form des Bartes aufbrachte, die nach ihm Henri quatre genannt worden ist. Auch England war in dieser Zeit, der glänzenden ihrer großen Königin Elisabeth, durchaus der spanischen Mode unterworfen; doch rühmte man besonders die Pracht in der Kleidung der Engländerinnen, worin ihnen ihre eitle „gute Königin“ mit bestem Beispiel voranging: bei ihrem Tode belief sich ihr Kleidervorrath auf 3000 Stück, darunter eins, an welchem hundert Personen drei Wochen lang gearbeitet hatten.

In Deutschland fand die spanische Tracht den heftigsten Widerstand. Nicht so leicht gedachte man die durch Aufschlingung gewonnene Freiheit gegen neue Enge aufzugeben, nicht so geschwind wich das Ungeheim der Bluderkose dem Ungeheim der Beinkleidspolster. Aber doch siegte das Neue, nachdem einmal die Fürstenthöfe die spanische Tracht angenommen hatten, aber lange Zeit noch theilten sie die Herrschaft mit der deutschen Mode, ja, Viele brachten in ihrer Tracht beide Moden zur Anschauung, wodurch freilich allem Geschmach Hohn gesprochen wurde.

So kommt es denn, daß zwar der spanische Hut Eingang findet, daneben aber das Barett, wenn auch verändert, ungeschliffen, höher, steif, kurz hutähnlicher, noch auf vielen Köpfen zu sehen ist.

Da die Halskrause allgemein angenommen wurde, so formt sich auch Bart und Haupthaar nach spanischem Muster um, so daß man aussieht, sagt ein Sittenprediger, „wie ein rauher Fagel.“ Einen Uebergang zwischen beiden Moden bildet die Pumpfrose, welche von den Hüften bis zum Knie in mäßiger Weite ausgefloppt und nie zerklüftet ist. Steis gehört zu ihr noch der Strumpf. Das Wamms blieb fast unverändert, nur daß die übermäßige Zerschlingung auf ein bescheidenes Maß zurückgeht und die Schulterpuffen aufkommen. Gänzlich erlag das deutsche Ehrenkleid, die Schabe, dem Einfluß der neuen Mode. Man schnitt ihr nämlich Stück für Stück von unten auf ab, bis sie nicht mehr länger war, als ihr Gegner, das spanische Mäntelchen; dazu schwindet das solide, edle Rauchwerk und macht der leichten Seide Platz, auch der Narmel wird sie völlig beraubt. Am schnellsten wichen die breiten Schuhengeheuer den neuen, zierlichen, gepöckelten. Höchstens das ehrwürdige Alter hielt noch an der alten Schabe und den breiten Schuhen fest, und fristete jene auch noch lange Zeit als Amtstracht der städtischen Bürgermeister und Rathsherren ihr Dasein.

Vollständiger und schneller unterwarfen sich die Frauen der spanischen Mode. Da schwindet jede Decolletierung, das Kleid rückt hoch an den Hals, mächtige Schulterpuffen verunstalten den Busch, bis sie von der immer colossaleren Halskrause wieder niedergedrückt werden. Diese wird

bald so mächtig, daß sie von einem Drahtgestell gestützt werden muß. Dadurch drängt die ganze Frisur nach oben, baut sich, durch Nadeln und Draht gehalten, mächtig empor und ist mit vielfachem Geschmeide durchflochten. Oben balancirt das kleine Hütchen fest und schief, über thront die Sturthaube, die hutartig, aber niedrig das Hinterhaupt bedeckt und sich mit einer schmalen Spitze, welche aber in einem weiten Bogen die Schläfen frei läßt, nach der Stirn herab senkt. Begnügte man sich im Hause und im Bürgerstande überhaupt mit einem Kleide, so gehörte zur vollständigen Toilette der Dame von Stand durchaus zwei Kleider, das obere ganz nach spanischer Mode vorn halb offen, aber mit sehr hoher Taille. Denkt man sich zu dieser die hohen Schulterpuffen und die unförmliche Krause, und man hat ein vollständiges Bild von der Ungehalt! Glücklicher Weise nahmen die weiten Röcke bald wieder eine natürlichere, am Oberkörper eng anschließende Form an, und sind diese Kleider nun straff und faltenlos über den Reifrock gespannt. So lange letzterer die geschweifte Form einer Glocke hatte, mochte es gehen; als er aber später völlig einer Tonne gleich, also von der Taille aus zuerst ein bis zwei Fuß weit wagger abstand und dann im rechten Winkel senkrecht zu Boden ging, da war von menschlicher Gestalt kaum noch die Rede. Den Mantel überlassen die vornehmen Damen den Bürgerfrauen; sie tragen die zugestufte Schabe oder die Mantille.

Es bleiben uns noch einige Gegenstände übrig, welche die männliche und weibliche Toilette zugleich vervollständigen oder ihr zum Schmuck dienen, Gegenstände, die allen Nationen gemeinsam waren. Als solche sind zunächst die Handschuhe zu nennen, welche aber immer nur außerhalb des Hauses angezogen werden. Blafgelb oder Weiß ist gerade wie heute die feinste Farbe, reiche Stiderei erhöht oft ihren Werth. Dieser Periode verdankt auch der Strumpf seine Entstehung, obwohl seine Blüthezeit erst später kam. Die Erfindung der Strumpffriderei machte es jetzt möglich, ihn elegant herzustellen; er war erst von Baumwolle oder Wolle, bald auch von Seide. Mit ihm begann auch die Tanzkunst erst ihr rechtes Dasein. Jetzt wird auch das Taschentuch allgemein, und durch Verwendung kostbarer Spitzen ein großer Luxus mit ihm getrieben. Die Damen verfehlten nicht, es reichlich mit wohlriechendem Wasser anzufeuchten. Und nun beginnt auch der Fächer in den Händen der Schönen sein vielbedeutendes Spiel.

Was die Farben anbetrifft, so walteten jetzt wenigstens in Deutschland bei der Männerwelt durchgängig die dunklen vor, während die Frauen noch der hellen sich bedienen, wenn auch hier wie überall die allzugroße Buntheit weicht. Desto größeren Luxus trieb man mit kostbaren Stoffen, besonders am Schluß des Jahrhunderts, trotz aller Kleiderordnungen. Die Verzierungen mit Spitzenbesatz, der erst jetzt aufkam, Stiderei und Goldborten, Perlen und Juwelen steigerten den Luxus noch mehr, so daß der Arbeitslohn allein für ein Männergewand auf 600 Thaler sich belief.

Nichts gleicht aber der außerordentlichen Verschwendung, die mit Schmutz aller Art getrieben wurde. Man überzog die Kleider damit, band ihn ins Haar und um die Stirn, man hing ihn ins Ohr, um den Hals, Arm und Finger. Fast könnte ich für meine Glaubwürdigkeit fürchten, wenn ich berichte, daß ein Kleid der Königin Maria Medicis mit 32,000 Perlen und 3000 Diamanten besetzt war; daß die Kleidung eines fürstlichen Brautpaares einmal 700,000 Thaler kostete, ohne die Diamanten, deren der Bräutigam fünf im Werthe von einer Million Thaler Goldes am Hut trug; wenn ich ferner das Hochzeitsgeschenk aufzähle, das Heinrich IV. von Frankreich seiner Gemahlin Maria Medicis bot: ein Halsband für 200,000, ein Bruststück für 100,000 Kronen und für 200,000 Kronthalen an Ringen und anderen Kleinodien. Bescheidener sind die deutschen Fürsten: so erhielt die Prinzessin Anna von Preußen bei ihrer Vermählung mit Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg vier Halsbänder im Werthe von 3750, 3115, 3000 und 1487 Mark Silber; überhaupt betrug der Werth ihrer Ausstattung an Kleinodien 14,633 Mark. Doch um nicht nur von Fürsten zu sprechen, so nenne ich noch die wichtigsten, lange nicht alle Schmuckgegenstände, die der Gde. Hans Meinhard von Schönberg bei seinem Tode hinterließ: eine Diamantkette in Gold gefast mit 115 Gliedern, 1200 Gulden werth; eine goldene Rosenkette mit 40 Diamantrosen; eine Medaille mit 63 Diamanten besetzt; ein Hutband von 23 goldenen Sternen, jeder mit 7 Diamanten, nebst der Schnalle mit 9 großen und 23 kleinen Diamanten; ein goldener Federbusch mit 20 Diamanten; 42 goldene Wammsknöpfe, jeder mit 7 Diamanten, für 1200 Kronen verkauft; Waffen von Perlen und Schmuck, darunter 15 große Perlen, verkauft für 3286 Gulden.

Nur andeuten will ich noch die Sorgfalt, die man auf Schönheit und Feinheit von Haut und Teint verwendete und zwar mit nicht geringem Aufwand von feinen wohlriechenden Seifen, künstlichen Flüssern und — Schminke.

[2437]



Spanischer Cavalier und ältere Dame. Zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts.



Spanische Hoftracht. Zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts.

Der Schmutz des Taufstisches.

Auf den Taufstisch wird mit Recht große Sorgfalt verwendet, und man sucht denselben so schön wie möglich zu machen. Der Jugend gehört die Zukunft, und es ist ein sinniger Gebrauch, den Tag des wirklichen Eintritts des jungen Weltbürgers in die Gesellschaft mit Blumenschmuck zu feiern, seinen Taufstisch symbolisch mit Blumen zu schmücken.

Vielen bereitet diese Ausschmückung Verlegenheit. Kränze sind nicht immer zu haben, und werden meist zu plump für den kleinen Tisch gemacht oder passen nicht. Ich empfehle daher krantzartige Arabesken, die man aus Blättern auf das weiß überdeckte Tischchen legt, oder in die Falten steckt, und es sind hierzu große Ephen- oder Rosenblätter ganz besonders, jedoch auch Blätter von Azaleen, Eichen, Pimpernuss, Amorphia, Blasenstrauch, Farnkraut u. a. m. geeignet. Man kann diese so leicht und locker anordnen, daß sie wie gestickt auf dem Weißzeug erscheinen. Befürchtet man Verschönerung, oder legen sich die Blätter (z. B. Ephen) nicht platt auf, so befestige man sie mit kleinen Stecknadeln oder leime sie mit Gummi förmlich auf, was dem Weißzeug Nichts schadet. Auf diese Art kann man außer einem Kranze um das Taufstischchen und den äußeren Tischrand noch schön verschlungene Blättergirlanden an den Seiten anbringen, wenn man es schön findet, sogar den Namenszug des Täuflings aus Blättern bilden.

Schreiber dieses ließ seine Kinder auf einem von Weiden geflochtenen Blumentische taufen, und mancher Freund ahmte dieses Beispiel nach. Das Taufstischchen stand dann inmitten einer Fülle von abgeschnittenen Blumen, wenn es sein konnte, von Rosen. Die Ränder waren in- und auswendig dicht mit Ephenranken oder anderen Schlinggewächsen und deren Blättern durchflochten, ebenso die unteren Theile des Blumentisches. Diese Tische fanden immer den größten Beifall, und da fast in jedem Hause ein Blumentisch, dagegen nicht immer ein anderer passender Taufstisch ist, so hilft man sich damit aus einer Verlegenheit. Es sei noch bemerkt, daß in tiefen Blumentischen das Taufstischchen etwas erhöht aufgestellt werden muß.

[2446]

H. Jäger.

Die Mode.

Die Möbel, die Spiegel und Lustre trauern in Sackleinen; meine Blumen hat der Gärtner; Jacques wiegt sich unruhig hin und her und freisthet öfter, denn je: Da bist du ja; Friederike packt, und ich schreibe unterdessen meinen freundlichen Leserinnen den guten Rath zum Abschied: Thun Sie wie ich und reissen Sie!

Die Toilette spielt dabei gar keine Rolle, es sei denn, Sie reissen, um sich sehen zu lassen. Für Berg und Thal genügt eine Robe mit Tunita von leichtem, nicht zu weichem und — wenn ich rathe darf — grauem Wollstoff, welche nach Belieben oder vielmehr nach Gelegenheit, mittelst Knöpfe und Bänder geschnitten, kurz oder mit Schleppe getragen werden kann. Wenn die Sonne scheint, ein Fichu, eine in der hinteren Mitte gefasste Pelzine oder ein anschließender Paletot; bei schlechtem Wetter (unbedingt!) unberufen! haben wir unsern unverwundlichen Regenmantel von water-proof-Stoff. Die neuesten Regenmäntel gleichen langen, weiten Paletots und sind mit einer Pelzine verbunden, welche meist in der hinteren Mitte gefasst und mit einer Kordelle geschmückt ist. Ein kleiner runder Hut oder ein Strobbaret mit Schleiern, ziemlich hohe Lebkuchel, schwarze Handschuhe vollenden das Reisetöcchen. Doch halt! Hier ist noch der neueste Reise-Sonnenschirm, dessen sehr langer, mit Bronzeknopf und Zwinne ausgestatteter Stiel nicht polirt, sondern mit Leder von der Farbe des Schirmstoffs überzogen ist. Legteres ist aus grüner, blauer oder rothbrauner Marcelline, die obere Bekleidung aber — am Aussehen nach in Vögen ausgeschnitten (man erinnere sich an den Schirm „Marquise“) — von foulard écar.

Somit vom Reisetöcchen, aber ich habe noch einen ganzen Koffer voll anderer Neuigkeiten; z. B. das man Roben ohne Schleppe nummehr sogar zur Wistenttoilette trägt. Sie werden vorzugsweise mit Volants oder Hülsen garnirt, oft so reich — oder, vom kritischen Standpunkt, so überladen — daß man mit dem Volants mancher Pariser Robe eine bescheidene deutsche Familie kleiden könnte. Wenn dieser Uebermuth nur nicht der Anfang vom Ende ist! Ich bemerke Unpolitische meine damit natürlich nur das Ende der schleppelosen Robe.

Hängt man doch bereits an, über der kurzen Robe, durch den Gürtel befestigt, eine lange, wenn auch nicht sehr weite Schleppe von gleichem Stoff zu tragen, was allerdings der beste Ausweg ist, ein Kleid gleichzeitig zur Gesellschafts- wie zur Strabentoilette zu verwerten. Auch bei Spazierfahrten legt man die Schleppe an; beliebt es der Dame, auszusitzen, um sich zu ergehen, so rafft sie die Schleppe durch eine Agraffe oder nimmt sie wie beim Reitleide über den linken Arm. Der Gürtel zu diesen Schleppeproben hat keine Schärpe.

Die hohen Taillen sind meist herzförmig ausgeschnitten und mit Revers ausgestattet; man trägt hierzu breite hochstehende Kragen aus in Falten gelegter Spitze, welche vorn und hinten mit farbigen Atlasstreifen verziert sind. Auch die zu diesen Kragen gehörigen Manschetten sind aus breiter, gefalteter Spitze.

Eine Ueberrasschung: Man fängt wieder an Taillen zu tragen, welche vorn und hinten schnebensförmig zugespitzt sind.

Schwarze Kleider werden häufig mit Spitzvolants und ponceau Hülsen und Schleiern garnirt. Auch die Zusammenstellung von Weiß und Schwarz findet vielen Beifall; z. B. weiße Spitzvolants auf schwarzen Roben, weiße Taillenschleier auf schwarzen Hülsen u. s. w. Andere Damen hinwider suchen den Effect, indem sie zu Roben zwei verschiedene (gleichfarbige) Stoffe verwenden; also Seidenroben mit Vorege- oder Grenadine-Volants, wollene Roben mit seidenen Volants belegen und dergl.

Ueber der Robe und zwar von demselben Stoff, wenn nicht von schwarzem Grosgrain oder Kaschmir, tragen wir zur Strabentoilette Fichu, Casaque, Pelzine, Talma oder dergl. Diese Confections schließen sich der Taille mittelst eines Gürtels nebst Schärpe von gleichem Stoff an.

Kaschmir-Talmas, Fichus u. s. w. sind oft mit Stickerei von Seide in türkischem Farbenmuster verziert.

Bei kühlem Wetter hüllen wir uns in bunt gewirkte Shawls. Quadratförmige Tücher werden auf das mannichfaltigste zu Mantelstücken arrangirt.

Den weißen Blusen ist man in diesem Sommer weniger hold, als im vorigen; meist sind Taille und Hals von gleichem Stoff.

Schärpen stellt man aus schottischem corrieen, buntgestreiftem, hinirtem oder einfärbigem Bande her; die einfärbigen verziert man häufig mit Stickerei.

Die Tücher werden nicht mehr so tief in die Seiten getragen, aber größer sind sie nicht geworden, eher kleiner, ob zwar die Spötter behaupten, daß dies unmöglich sei. Ein Diadem von Blumen oder Spitze und Schärpe — das ist Alles, was Reises und Varetts sind für junge Mädchen. . . . Ich schreibe, denn Friederike meldet den Wagen. Adieu! freundliche Leser! ich bedauere nur, nicht „Auf Wiedersehen“ sagen zu können.

[2365]

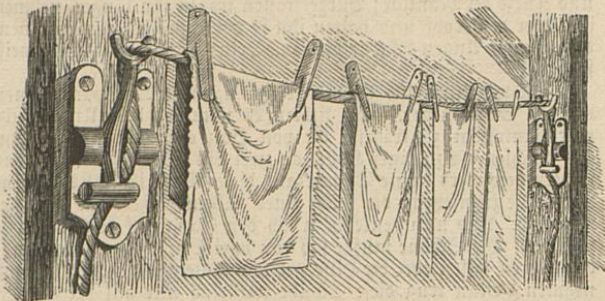
Veronika von G.

Wirthschaftsplaudereien.

Amerikanischer Wascheleinhalter. Der umstehend abgebildete sehr praktische Wascheleinhalter ersetzt die bisher für diesen Zweck verwendeten Nägel und Faden. Letztere, das erfährt zu ihrem Bedauern jede Hausfrau, zerbrechen oder verderben einerseits die theuern Wascheleinen und bieten andererseits einen ziemlich unsicheren Halt für dieselben. In den Wascheleinhalter wird die Leine, gleichviel ob sie die Stärke eines Bindfadens oder eines dicken Strickes besitzt, eingeklemmt und durch die Last der Wäsche selbst festgehalten.

[2441]

Englischer Gurkenschnideapparat. Da es nicht nur in England, sondern auch in verschiedenen Theilen Deutschlands üblich ist, daß der Salat nicht in der Küche, sondern auf der Tafel zubereitet wird, so dürfte es manchen Leserinnen willkommen sein, einen kleinen, eleganten Apparat kennen zu lernen, der den Gurkenobst ersetzt. Es besteht derselbe aus einem zur Aufnahme der geschnittenen Gurke bestimmten, cannellirten Metallcylinder (Fig. a), in dessen einer Rinne eine mit Schraubengewinde versehene Stange (Fig. c) ruht, die durch die an jedem ihrer beiden Enden befestigten, mit Handbabe versehenen eisernen Messerchen (Fig. d) um ihre Achse bewegt werden kann. Beim Umdrehen



Amerikanischer Wascheleinhalter.

der Messerchen wird die Gurke durch einen mit drei Dornen versehenen Metallring (der mit einer Schraubengewinde auf der im Cylinder befindlichen Stange aufliegt — Fig. b) vorwärts geschoben und unter das Messer gebracht. Hat der Metallring den Cylinder durchlaufen, so wird eine neue Gurke in das andere Ende des Cylinders gesteckt und das andere Messerchen in Thätigkeit gesetzt. Man könnte versucht sein, den Apparat eine „Gurkenschnidmühle“ zu nennen. Derselbe ist, ebenso wie der Amerikanische Wascheleinhalter (letzterer pro Stück sechs Silbergroschen), in dem Magazin des Hoflieferanten C. Cohn, Berlin, Hausvogteiplatz 12, vorrätig.

[2441]



Englischer Gurkenschnideapparat.

Auflösung des Rebus Seite 216.

Der Flugstier hat nicht Raft noch Mast, Die Maus im Korn hat Mast und Raft.

Auflösung des Räthfels Seite 216.

„Die Blumen.“

Räthelsprung-Aufgabe.

fund.	Ge.	frisch!	Doch	griff	das	zwei,	se
Hui,	lei.	ge.	duld,	ent-	schulb;	te	lag
hin-	sie	und	Und	voll	ich	haus;	Und
heiß	so	ich	war	der	von	Sie	Stof-
fort,	ter.	Ue-	ihr	geu-	und	Bild	Die
mit	Hell	gung	schlug	da-	sie,	dem	hat
Blitz	gel	drein,	ber-	fort	und	sankt	mir
mich	spricht	wie	ging	Und	nach	des	war
Epie-	und	Hers	ich	Bü-	Trug	auf	ja
Mein	frei,	Der	Don-	Und	nicht,	ben-	Un-
that	ste	ein,	den	Grund,	die	bin	An
ner	Tisch	es	ne-	Ich	bei!	heiß	Schutr.

Räthfel.

Was die drei ersten Sylben nennen, Es spricht; doch hörst es du allein. Auch kann — wir wollen es bekennen — Recht unbequem die Sprache sein. Doch schlimmer ist's, läßt sie zum Reden Die vierte erst, die düstere, ein; Drum laßt uns — und dies gilt für Jeden! — In Allem stets das Ganze sein!

[2463]

Marie v. R.

Rebus.



Correspondenz.

Joseph M...n in Altdorf in Uri. Die Beantwortung Ihrer Fragen, betreffend die Mischung und Anwendung der für den Zeugdruck angewendeten Farben, finden Sie in dem soeben bei Louis Gerschel in Berlin erschienenen vortrefflichen Werke: Die Farbstoffe mit besonderer Berücksichtigung ihrer Anwendung in der Färberei und Druckerei von Schöningerberger (deutsch von H. Schöninger).

Dr. S. v. D. in G. Ein Reinigungsmittel für Delgemälde, welches unter keinen Umständen schädlich für den Firnis des Bildes werden kann, ist ein Abjud von 1 Loth Quillaparinde in 1 Pfund Wasser. Eine andere Reinigungsmethode für Delgemälde besteht darin, daß man das Delbild mit einer dünnen Auflösung von Gummi arabicum bestreicht, diesen trocknen läßt und nachher mit Wasser wieder abwäscht. Staub und Schmutz werden durch den Gummi vom Bilde abgelöst und festgehalten und lassen sich dann leicht durch Waschen entfernen.

Dr. W. von M. in Oberbayern. Nach den Berliner Industrie-Blättern besteht die Haarfarbe-Krafft-Pomade „Halle myrin“ aus Fett, Stearin, Glycerin, Perubalsam, Schwefel, Bleiweiß, und einer starken Substanz, wahrscheinlich aus spanischen Fliegen. Wir können vor dem Gebrauch bleibaltiger Haarmittel nur dringend warnen, und bezeichnen als bleibaltig und schädlich hier noch die jetzt vielfach in Gebrauch gezogene „Pommade tannique rosée“ von Filloil und Audouin in Paris.

Dr. R. in D. Zu einer Hochzeits-toilette läßt außer Seide und Atlas auch feinere durchsichtige Stoffe wie Mosambique, Seidenbaretge, auch weißer Mull gekattet.

Dr. K. D. St. Auf Seite 36 d. J. unter Chiffre R. K. haben wir die Anwendungsweise der „Pilostrum“ genannten Parfümierung ausführlich beschrieben und kommen Ihrem Wunsche nach, indem wir nochmals die Beschreibung geben, daß dies Enthaarungsmittel nicht schädlich für die Haut, die kleine Operation völlig schmerzlos ist.

20jährige Abonnentin aus D. in P. Die Anwendung eines guten Franzbrantweins zum Befestigen der Kopfhaut ist völlig unschädlich und in feiner Hinsicht für den Haarnuchs nachtheilig, wenn Sie dabei die Vorsicht nicht vergessen wollen, dem Haar von Zeit zu Zeit zu seiner Pflege nöthige Fett zukommen zu lassen, welcher Zweck durch jede gute, einfache Pomade erreicht wird.

Anna B. in Fr. Glaschandschuhe werden mit Benzin (Brönners's Redwaxen), waschleiderne Handschuhe mit Seife und lauwarmem Wasser gewaschen.

Dr. J. v. S. in Holfstein. Wenn es ächter Thibet (d. h. reine Wolle) ist, so läßt sich der Stoff auch rosa wieder auffärben. Weißer Alpaca ist ebenfalls leicht und in allen Farben zu färben. Schreiben Sie die Stoffe in die Kunstfärberei von J. Spindler in Berlin.

Mathlose. Als das zweckmäßigste Schutzmittel gegen die Verheerungen, welche Motten in Möbeln u. s. w. anrichten, empfiehlt sich die Tränkung des Polstermaterials mit einer Auflösung von Bismutäure in verdünntem Salmiatgeist (1 Loth Bismutäure, 2 Loth Salmiatgeist, 1 Quart Wasser). Um jedoch den möglichen Nachtheilen vorzubeugen, welche durch dieses Mittel in Folge seiner stark färbenden Wirkung für die Ueberzüge hervorgerufen werden können, ist es nöthig, den Polsterinhalt noch mit einer Hülle von Leinwand zu umgeben. Wo ein nachträglicher Auseinandernehmen nicht angeht oder nicht erwünscht sein dürfte, bleibt es freilich verpöblich Insektenpulver noch immer das sicherste Präservativ gegen Mottenbeschädigungen, vorausgesetzt, daß seine Anwendung oft wiederholt wird. Als Räucherungsmittel gegen diese Insekten sind auch die sogenannten Mottenkerzen von Lindowström, Berlin, Wilhelmstraße, sehr zu empfehlen.

Trene Anhängerin des Bazar. Da Sie klagen, daß Ihr Teint gegen Seifen jeder Art zu empfindlich sei, und selbst Glycerinseife ein Abschuppen der Haut nicht verdrüben wolle, so rathe wir Ihnen, von dem Gebrauch einer Seife überhaupt abzusehen und als ausschließliches Waschmittel eine verdünnte Borarlösung (1/2 bis 1 Loth Borax auf 1/2 pr. Quart Wasser) anzuwenden.

Abonnentin A. B. Ein Mittel, einem etwas grau gewordenen Baretgeiß die schwarze Farbe wiederzugeben, ohne dasselbe auffärben zu lassen, dürfte kaum vorhanden sein, wenn der Stoff Zwirnbarge ist. Bei Seidenbaretge empfiehlt sich Bläuen mit Krautseimwasser. Auch Wollenbaretge (meist Halbwole) läßt sich nur durch Auffärben verbessern, doch können selbst in diesem Falle leicht graue Fäden (Baumwole) für das Auge sichtbar bleiben, wenn das Färben nicht besonders sorgfältig geschieht.

Dr. J. R. in B. Wir haben nach wiederholter Prüfung die Beschreibung des gekatteten Unterrocks als durchaus richtig befunden, wollen Sie derselben nur recht aufmerksam folgen.

Dr. A. v. B. in S. Zur Toilette für eine Brautjungfer ist ein weißes Mullkleid, mit Frisuren von gleichem Stoff garnirt, einem Blüquellende jedenfalls vorzuziehen.

Dr. Gräfin A. aus Th. Mädchen im Alter von 4 bis 6 Jahren können außer den beliebtesten Pelzinen und Fichus auch Casachaden vom Stoff des Kleides tragen. Die Kinder-Anzüge, welche der Bazar d. J. auf Seite 133 und 188 brachte, sind sehr gut auch von wachsbaren Stoffen, als Bercal, Bique und irischer Leinwand zu fertigen.

Eine Verehrerin des Bazar. Blaidriemen von Leder werden sehr häufig mit einer Stickerei in Tapissier- oder point-russe verziert; der Bazar brachte einen solchen auf Seite 155 des vorigen Jahrgangs. Im Uebrigen können wir Ihnen keinen Rath geben, da wir Verhältnisse und Gewohnheiten des betreffenden Herrn nicht kennen.

Dr. A. v. S. in B. Enden Sie gefälligst die Arbeiten zur Ansicht ein. Aufnahme und Honorirung derselben hängt davon ab, ob sie in der That neu und zweckentsprechend sind.

Dr. J. v. S. in B. Wählen Sie für ein Reisetöcchen einen der auf Seite 168 und 169 des Bazar d. J. gegebenen Anzüge, einen Hut unter den Abbildungen Nr. 34 bis 42, Seite 153.

Dr. J. R. in S. Mit der Erfüllung Ihres Wunsches würden wir leider nicht dem allgemeinen Interesse Rednung tragen. Wenden Sie sich an ein Tapissier-Geschäft.

Dr. Th. B. in G. Talmas aus weißem Kaschmir trägt man nicht zur Strabentoilette. Was das Modernste ist, lehren die Abbildungen und Beschreibungen auf jeder Seite des Bazar.

Großmutter in S. bei B. Wollen Sie uns das betreffende Buch zur Ansicht einreichen; wir können so nicht urtheilen.

Dr. A. R. in R. Es scheint uns am rathsamsten, den Paletot, nachdem die Perlen beifam abgetrennt sind, zu waschen; arrangiren Sie dann daraus einen Paletot in einer der vom Bazar gegebenen Facons. Auch Promadenanzüge von durchsichtigem Stoff werden sehr gut getragen, die einschichtige Garnitur sind Schrägstraffen oder schmale Frisuren desselben Stoffes.

Dr. A. S. in M. Während der Halbrauer ist zu einer Hochzeits-toilette weißer Mull mit Garnitur aus gleichem Stoff oder weißem Taffet das Geegnetste.

Eine warme Verehrerin des Bazar. Aber nicht aufmerksame Leser! sonst würden Sie die meisten Ihrer Fragen bereits beantwortet gefunden haben. Weiße Mulltücher sind nicht modern.

Dr. A. J. in R. Sie finden eine große Auswahl von fertigen Fiketaupüre und Weißhakelei, sowohl in einzelnen Carreurs und Kojetten, als in Decken, Kissen u. s. w., in der Tapissiermanufaktur von J. Seligmann, Berlin, Gertraudenstraße Nr. 22; dergleichen auch geschmackvolle Kreuzstichstickereien und Applicationsarbeiten.

Dr. C. S. in S. Das können wir nicht hier beantworten.

Dr. Bar. A. v. S. in A. Wenn die Farbe des Seidenzeuges zu vertragen, was Sie an einem Zeugproben leicht erforschen können, so wird der Schmutz durch verdünnten Salmiatgeist fortzuschaffen sein. — Wir empfehlen Ihnen den „Wolfs-Gesundheitslehrer“ von Prof. Carl Post (Leipzig, C. Reil). Preis 5 Sgr.

Dr. W. P. Br. in Berlin. Weißer Kaschmir wird durch die Hauswäße stets etwas gelb. Sie thun viel besser, die Bluse sammt Perlensatz in eine der chemischen Waschanstalten, z. B. J. Marcuse, Sudlin zc. zur Reinigung zu geben.

Kritische Correspondenz. „Armer Reisender.“ Als besten Führer auf Ihrem Auszuge nach den Pyrenäen (Sie glücklicher Armer!) empfehlen wir Ihnen: Südfrankreich und seine Kurorte von Dr. Gsell-Fels und Berlesch (Hildburghausen, Bibliograph. Institut). Ueberhaupt machen wir alle unsere Abonnentinnen und Abonnenten auf die treffliche Sammlung: Meyer's Reisebücher, Redaction Berlesch, aufmerksam. Auch das jüngst erschienene Bändchen derselben: Wegweiser durch das Riesengebirge von D. Rechner (15 Sgr.) zeichnet sich wie die früheren durch zweckmäßige Ordnung und Bearbeitung des Materials, Vollständigkeit und Zuverlässigkeit aus. — v. H. 44. Sie thun A. bitteres Unrecht: Er ist ein Dichter im besten Sinn des Wortes: von feiner Empfindung, aber nicht sentimental, noch voll jugendlicher Frische, gesund und fräftig an Leib und Seel. — S. C. Wir glauben, daß Sie eine humoristische Ader haben. Aber wir rathe Ihnen nicht im dringlichsten Fall zu — Aderläßen. — R. F. M. — Bei Ihren Versen wurde uns ganz wunderbar zu Muth. Sie klingen, als ob ... und sie scheinen, als ob ... Mit einem Wort: Es ginge wohl, aber es geht nicht. — Anemone. Die Adresse der Dame ist: Frau Dr. Peters in Leipzig. — Spruchsammlungen, die Ihren Wünschen entsprechen dürften, sind: Das Album der Frau (Hannover, Carl Kämpfer); Pharus im Meer des Lebens (Verleger unbekannt); Gedendbuch für's Haus (Berlin, J. Guttentag). — „Es lebt in meinem Herzen — Ein Etwas unsagbar ...“ Und doch wissen Sie dreizehn Strophen davon zu sagen? — 200. in Dr. Manuscripte wie die Irgenden haben wir nie zu oft und nie genug. — Mit Dank abgelehnt: Robert H.; C. D. H.; Rudolf B.; A. M. in M.